

D E U T S C H E
G E S E L L S C H A F T
F Ü R G E S C H I C H T E
D E R M E D I Z I N
N A T U R W I S S E N S C H A F T
U N D T E C H N I K



NACHRICHTENBLATT 2/2013

Call for Papers »Konkurrenz und Kooperation in Wis



DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DER MEDIZIN, NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK E.V.

- / Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich Steinle, Berlin
- / Fachgebiet Medizingeschichte: PD Dr. Hans-Georg Hofer, Bonn (Stellv. Vorsitzender), Dr. Christine Wolters, Hannover (Beisitzerin)
- / Fachgebiet Naturwissenschaftsgeschichte: Prof. Dr. Carsten Reinhardt, Bielefeld (Stellv. Vorsitzender), Prof. Dr. Christina Brandt, Bochum (Beisitzerin)
- / Fachgebiet Technikgeschichte: Prof. Dr. Helmuth Trischler, München (Stellv. Vorsitzender), Jun.-Prof. Dr. Heike Weber, Berlin (Beisitzerin)
- / Archivarin: PD Dr. Beate Ceranski, Stuttgart
- / Schatzmeisterin: Prof. Dr. Marion Ruisinger, Ingolstadt
- / Schriftführerin: Dr. Susan Splinter, München
- / Redakteur: Dr. Stefan Krebs, Maastricht/NL

Anschrift des Vorsitzenden: Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte. Technische Universität Berlin, Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin, Tel: 030-31424016, → friedrich.steinle@tu-berlin.de

Anschrift der Schriftführerin: Neue Deutsche Biographie, Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München, Tel: 089-230311148, → splinter@ndb.badw.de

Anschrift der Schatzmeisterin: Deutsches Medizinhistorisches Museum Ingolstadt, Anatomiestr. 18-20, D-85049 Ingolstadt, Tel. 0841-30528-61/-63, → marion.ruisinger@ingolstadt.de

Konto der Gesellschaft: Sparkasse Aschaffenburg (BLZ 795 500 00) Kto. 11650;
für SEPA-Überweisungen: SWIFT/BIC: BYLADEM1ASA;
IBAN: DE81 7955 0000 0000 0116 50

Mitgliedsbeitrag: jährlich 65 Euro, ermäßigt 40 bzw. 30 Euro
Homepage der DGGMNT: → <http://www.dggmnt.de>

Gesamtherstellung: YesPrint e.K., Köln
Entwurf: Nadine Heller & Markus Lingemann
Redaktion, Korrektorat & Layout: Susan Splinter, Stefan Krebs und Dana Brüller im Auftrag des Vorstands der DGGMNT

63. Jahrgang, Heft 2, Winter 2013
ISSN 0027-7460

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|-------------------------------------------------------------------------|----|
| Einladung zur 97. Jahrestagung | 4 |
| Ausschreibung des Förderpreises der DGGMNT 2014 | 6 |
| 96. Jahrestagung in Jena | 7 |
| <i>Protokoll der Mitgliederversammlung</i> | 7 |
| <i>Verleihung des Förderpreises</i> | 33 |
| <i>Vortrag der Preisträger</i> | 39 |
| Treffen des Driburger Kreises 2013 | 47 |
| Verschiedenes | 54 |
| <i>Positionspapier der Arbeitsgruppe Mittelbau</i> | 54 |
| <i>Jahrestreffen des Rheinischen Kreises der Medizinhistoriker 2013</i> | 60 |
| Nachrufe | 66 |
| <i>Zum Gedenken an Christoph J. Scriba</i> | 66 |
| <i>Zum Gedenken an Christa Habrich</i> | 70 |
| Nachrichten | 73 |
| <i>Geburtstage</i> | 73 |
| <i>Neue Mitglieder</i> | 74 |
| <i>Verstorben</i> | 74 |
| Bildnachweis | 74 |

EINLADUNG ZUR 97. JAHRESTAGUNG VOM 12. BIS 14. SEPTEMBER 2014 IN MÜNCHEN

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V. lädt ein zu Vortrags- und Sektionsanmeldungen für die Jahrestagung an der Ludwig-Maximilians-Universität und der Forschungsabteilung des Deutschen Museums München mit dem Rahmenthema

Konkurrenz und Kooperation in Wissenschaft, Medizin und Technik

Wissenschaft wird zunehmend als Handlungsfeld beschrieben (und empfunden), das von Wettbewerb und Konkurrenz dominiert ist. Dabei dreht sich der aktuelle Wettbewerb in erster Linie um Geld. Dies steht in offensichtlicher Spannung zu einem zentralen epistemischen Erfordernis in Wissenschaft, Medizin und Technik: nämlich der Pflege kooperativer Strukturen. Der Themenvorschlag für die Jahresversammlung nimmt diese Situation zum Anlass, über die Geschichte dieser Interaktionsformen in Wissenschaft, Medizin und Technik nachzudenken. Besonders interessant ist dabei die enge Verflechtung der beiden Handlungsmodi, und die Frage, unter welchen Umständen der eine in den anderen Modus umschlägt – oder auch in offenen Konflikt. Mögliche Ansatzpunkte bieten beispielsweise folgende Fragen:

/ Konkurrenz kann so beschrieben werden, dass verschiedene Parteien dieselbe „Prämie“ anstreben. Wer setzt sich unter welchen Umständen zu wem in derartige (oder anders gefasste) Konkurrenz? Wie ist in verschiedenen Kontexten die Prämie beschaffen (Geld, Zeit, Personal, Einfluss, innerwissenschaftliche Reputation, gesellschaftliches Ansehen etc.) – und wer vergibt sie und bestimmt dabei die Regeln?

/ Wie werden angesichts weit verbreiteter Konkurrenz kooperative Strukturen (bzw. Handlungsmuster) in Wissenschaft, Medizin und Technik etabliert und stabilisiert? Wie verfährt man mit „Trittbrettfahrern“, die gegen (ungeschriebene) Konventionen der Kooperation verstoßen?

/ Welcher Spielraum bleibt für Kooperation in Wissenschaft, Medizin und Technik unter sich wandelnden politischen Bedingungen, z.B. angesichts nationaler oder ideologischer Konkurrenz?

/ Wie stellen sich die Akteure selbst dar, in Wissenschaft, Medizin und Technik: als Konkurrenten oder als Kooperationspartner? Welchen Erwartungen in Politik und Öffentlichkeit wird damit begegnet? Wie verwenden Akteure weiterhin die Begriffe "Konkurrenz" und "Kooperation" (bzw. Zusammenarbeit, Wettbewerb, rivalry, coopération etc.) in ihrer Arbeit?

/ Als wie produktiv erweisen sich besonders kooperative bzw. besonders kompetitive Strukturen? Gibt es historische Fälle, in denen das Hervorbringen herausragender Resultate durch besonders starke Kooperation bzw. Konkurrenz wesentlich gefördert oder behindert wurde?

Das Thema ist breit anschlussfähig und epochenübergreifend relevant, von der Etablierung kooperativer Arbeitsformen in der Vormoderne bis zur Untersuchung von Großforschungsprojekten im 21. Jahrhundert. Es eignet sich für historische Studien auf ganz verschiedenen Ebenen, d.h. mit Blick auf Individuen, Institutionen, Disziplinen sowie auch auf nationale und internationale Kontexte; und es lädt dazu ein, auch soziologische und philosophische Perspektiven zu integrieren.

Willkommen sind sowohl Vorschläge zu Einzelvorträgen als auch zu Sektionen. Diese sollten in der Regel in 30-Minuten-Einteilung angelegt sein, können aus drei oder vier Vorträgen bestehen (plus ggf. Moderation, bei drei Vorträgen gerne mit Kommentar) und sollten genügend Zeit für Diskussionen einplanen. Vorschläge für andere Sektionsformate werden mit Interesse geprüft. Auf der Tagung wird zum ersten Mal eine Postersektion mit eigens dafür freigehaltenem Präsentationszeitraum stattfinden, deshalb wird ausdrücklich zu Vorschlägen für Poster eingeladen.

/ Wie üblich können auch Vorträge und Sektionen angeboten werden, die außerhalb des Rahmenthemas angesiedelt sind.

Vorschläge für Einzelvorträge sind mit Abstracts (max. 1 Seite) einzureichen, bei Sektionen sind die Abstracts der Einzelbeiträge und eine Zusammenfassung einzureichen. Die Beteiligung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist ausdrücklich erwünscht; bei gleicher Qualität werden Sektionen, die akademische Generationen überspannen, bevorzugt. Vorschläge sind bis zum 20. April 2014 zu richten an:

Dr. Susan Splinter, NDB, Historische Kommission b. d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften, Alfons-Goppel-Str. 11, 80539 München → splinter@ndb.badw.de, Tel.: 089/23031-1148; weitere Informationen → www.dggmnt.de

FÖRDERPREIS DER DGGMNT 2014

Die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V. (DGGMNT) vergibt im Jahr 2014 zum vierzehnten Mal ihren Förderpreis. Durch den Förderpreis werden Forschungsarbeiten von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern (in der Regel nicht älter als 40 Jahre) aus dem Gebiet der Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik anerkannt und gefördert. Der Förderpreis ist mit 1.250,- Euro dotiert und umfasst eine Urkunde der DGGMNT. Zur Teilnahme aufgefordert und berechtigt sind junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich in ihren Qualifikationsarbeiten (Magister- und Diplomarbeiten oder Dissertationen) mit Themen aus den Gebieten der Geschichte der Medizin, Wissenschaft oder Technik befasst haben. Die eingereichten Arbeiten sollen einen innovativen Beitrag (z. B. in Hinsicht auf Fragestellung, Quellenmaterial oder methodisches Vorgehen) zum Fach leisten; dies gilt gleichermaßen für theoretisch, methodisch oder empirisch ausgerichtete Arbeiten. Da der Preis der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung dient, sind Habilitationsschriften vom Förderpreis ausgenommen. Die Forschungsergebnisse (Magister- oder Diplomarbeiten sowie Dissertationen) bzw. deren Veröffentlichungen sollen nicht älter als zwei Jahre sein. In der Regel sollen die Arbeiten in deutscher Sprache abgefasst sein. Der Bewerbung sind zwei Exemplare der Qualifikationsarbeit (eine gedruckte sowie eine elektronische (pdf) Version) sowie ein Lebenslauf beizulegen. Die Bewerbungen müssen bis zum 15. Februar 2014 bei dem Vorsitzenden des Preisvergabe-Komitees der DGGMNT (Prof. Dr. Andreas Fickers, Universität Luxemburg, Historisches Institut, Route de Diekirch, L-7220 Walferdange, T +352 4666449324 → Andreas.Fickers@uni.lu) eingegangen sein.

BERICHT ÜBER DIE 96. JAHRESTAGUNG DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DER MEDIZIN, NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK E.V. VOM 27. SEPTEMBER BIS 29. SEPTEMBER 2013 IN JENA

Protokoll der Mitgliederversammlung

am 27. September 2013

Friedrich Schiller Universität Jena, Carl-Zeiss-Str. 3

Beginn: 15.00 Uhr, Ende: 17.45 Uhr

Es trugen sich folgende 35 Mitglieder in die Teilnehmerliste ein:

Friedrich Steinle, Marion Ruisinger, Christine Wolters, Hans-Georg Hofer, Verena Lehmbrock, Timo Engels, Andreas Fickers, Sabine Schleiermacher, Erika Hickel, Christian Forstner, Bernd Helmbold, Günter Dörfel, Renate Tobies, Hannelore Bernhardt, Martin Hofmann, Ina Heumann, Christina Wessely, Anke te Heesen, Christoph Gradmann, Axel Hüntelmann, Sybilla Nikolow, Florian Schmaltz, Olaf Breidbach, Christoph Meinel, Christine Nawa, Klaus Hentschel, Andreas Kleinert, Heiko Weber, Jochen Hennig, Dieter Hoffmann, Christian Joas, Kärin Nickelsen, Beate Cersanski, Mikael Hard, Helmuth Trischler, Susan Splinter.

Zur Mitgliederversammlung begrüßte der Vorsitzende der Gesellschaft, Friedrich Steinle, die Mitglieder im Namen des Vorstandes.

/ Tagungsordnungspunkt 1: Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung vom 28. September 2012

Das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 28. September 2012 wurde im Nachrichtenblatt 2/2012, S. 7-29, veröffentlicht. Es wurde in der vorliegenden Form genehmigt.

/ Tagungsordnungspunkt 2: Anträge zur Tagungsordnung

Die Mitgliederversammlung wurde satzungsgemäß im Nachrichtenblatt 1/2013 angekündigt. Eine Tagungsordnung war den Mitgliedern im August mit dem Nachrichtenblatt 1/2013 zugegangen. Schriftliche Anträge zur Mitgliederversammlung gingen bei der Schriftführerin ein. So wird unter Tagesordnungspunkt 11 über die Anträge der Mittelbauinitiative abgestimmt. Der Vorsitzende schlägt vor, unter TOP 3a über die Gespräche mit der GWG zu informieren und als TOP 8 die Wahl eines

externen Mitglieds für das Förderpreiskomitee zu ergänzen. Die Erweiterung der Tagesordnung wurde einstimmig angenommen.

/ Tagungsordnungspunkt 3: Bericht des Vorsitzenden und seiner Stellvertreter

Bericht des Vorsitzenden, Friedrich Steinle

Zunächst möchte ich mit Ihnen zusammen der seit der letzten Tagung verstorbenen Mitglieder gedenken: Prof. Dr. Helmut Siefert (Nidda – Bad Salzhausen, bereits Aug. 2012), Dr. Bernhard Fritscher (München), Prof. Dr. Christoph Scriba (Hamburg), Prof. Dr. Albrecht Scholz (Dresden), Prof. Dr. Christa Habrich (Ingolstadt und Gießen). Wir werden das Andenken dieser geschätzten Kolleginnen und Kollegen in lebendiger Erinnerung behalten.

Herzlich gratulieren möchte ich im Namen der Gesellschaft all jenen Mitgliedern, die seit der letzten Versammlung einen ‚runden‘ Geburtstag feiern durften: Zur Vollendung ihres 90. Lebensjahres: Prof. Dr. Dr. Dr. Manfred Büttner (Bochum). Zur Vollendung ihres 85. Lebensjahres: Werner Friedrich Allmann (Mittelbiberach), Prof. Dr. Gerhard Baader (Berlin), PD Dr. Heinz Balmer (Konolfingen, Schweiz), Prof. Dr. Karl Heinz Peters (Köln), Dr. Dr. Manfred Stürzbecher (Berlin). Zur Vollendung ihres 80. Lebensjahres: Dr. Eckart Buchholz (Neustadt/Aisch), Prof. Dr. Armin Herrmann (Hausham), Dr. Brigitte Nagel (Gerlingen). Zur Vollendung ihres 75. Lebensjahres: Prof. Dr. Christian Andree (Kiel), Harald Goldbeck-Löwe (Großhansdorf), Prof. Dr. Oivind Larsen (Oslo), Prof. Dr. Irmgard Müller (Witten-Rödinghausen), Prof. Dr. Peter Rathert (Düsseldorf), Prof. Dr. Ivo Schneider (München), Prof. Dr. Lothar Suhling (Hockenheim). Zur Vollendung ihres 70. Lebensjahres: Prof. Dr. Hans-Joachim Braun (Ahrensburg), Prof. Dr. Menso Folkerts (München), Prof. Dr. Eberhard Knobloch (Berlin), Dr. Ilona Marz (Berlin), Prof. Dr. Vivian Nutton (St. Albans, GB), Dr. Karl-Werner Ratschko (Bad Segeberg), Prof. Dr. Renate Wittern-Sterzel (Erlangen). Zur Vollendung ihres 65. Lebensjahres: Prof. Dr. Mitchell G. Ash (Wien), Dr. Oskar Blumtritt (Berlin), PD Dr. Wolfgang Frobenius (Erlangen), Prof. Dr. Hans Niels Jahnke (Essen), Manfred Lücke (Hamburg), Dr. James G. O’Hara (Hameln), Prof. Dr. Dieter Hoffmann (Berlin), Prof. Dr. Dr. Ursula Weisser (Hamburg), Berthold Winterlich (Düren). Allen Jubilaren seien im Namen der Gesellschaft herzliche Glückwünsche überbracht.

Aus der Arbeit des Vorstandes im Berichtszeitraum möchte ich einige wichtige Aspekte berichten.

1. Personelle Änderungen in der Redaktion der NTM

Auf der letzten Mitgliederversammlung wurde über die Wechsel im Redaktionskomitee berichtet, in deren Zug Moritz Epple durch Volker Remmert und Sybilla Nikolow als geschäftsführende Redakteurin durch Axel Hüntelmann abgelöst wurden. Zum Jahreswechsel 2012/13 hat nun wie vorgesehen eine weitere Übergabe

stattgefunden: Volker Roelcke hat die Aufgabe des Redaktionsmitgliedes an Christoph Gradmann übergeben. Wir danken Volker Roelcke sehr herzlich für seinen Einsatz für die NTM, und wünschen Christoph Gradmann alles Gute für die Mitarbeit in der Redaktion!

2. Vorbereitung der Jahrestagung in Jena

Für die laufende Jahrestagung hat der Vorstand zusammen mit der örtlichen Tagungsleitung auf seiner Sitzung im Mai das Programm zusammengestellt. Es war eine große Zahl qualifizierter Vorschläge für Sektionen und Vorträge eingegangen, und es war nicht leicht, eine Auswahl zu treffen, ohne den zeitlichen Rahmen zu sprengen. Um nicht sehr gute Vorschläge ablehnen zu müssen, und auch um die immer bestehende Möglichkeit freier Vorträge und Sektionen nicht leer laufen zu lassen, hat sich der Vorstand in Absprache mit der örtlichen Tagungsleitung dazu entschlossen, am Samstagvormittag und am Samstagnachmittag die Zahl der Parallelsektionen von den sonst üblichen drei auf vier zu erhöhen. Wir sind sehr gespannt, wie sich dieses erweiterte Format bewähren wird.

Wir dürfen diese Tagung in Jena halten, und ich möchte im Namen der Gesellschaft dem Ernst Haeckel Haus – Institut für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik der Universität Jena, mit seinem Leiter Olaf Breidbach, für die Gastfreundschaft und das Freistellen von Ressourcen für die Organisation dieser Tagung sehr herzlich danken.

Die Zusammenarbeit mit der örtlichen Tagungsleitung, und das heißt insbesondere dem zentralen Organisator Christian Forstner, verlief ausgezeichnet, und im Ergebnis haben wir ein hervorragend durchdachtes und organisiertes Tagungsprogramm. An dieser Stelle sei Christian Forstner persönlich, und seiner Gruppe von Helfern, auf das Herzlichste für diesen enormen Einsatz gedankt.

3. DFG-Unterstützung der Jahrestagungen

Schon in den letzten Jahren war es Usus, für die eingeladenen internationalen PlenarsprecherInnen Reisekostenzuschüsse bei der DFG zu beantragen. Neu hinzu kam für uns nun die Information, dass in diesem Antragsrahmen nicht nur Plenarvortragende, sondern auch Sektionen bezuschusst werden können. Damit besteht also die Möglichkeit, für Sektionen internationale SprecherInnen einzuladen und für ihre Reisekosten Zuschüsse zu beantragen. Die Information kam zu spät, um im Vorfeld der Tagung breit zirkuliert zu werden, der Vorstand hat aber von der Möglichkeit sogleich Gebrauch gemacht und gezielt Personen zur Zusammenstellung von Sektionen aufgefordert, die das Thema ergänzen, wie etwa die von Sonja Brentjes organisierte Sektion zur Rolle Indiens. Die DFG bietet Institutionen diese Möglichkeit allerdings nur alle zwei Jahre, das nächste Mal also 2015. Dies ermöglicht uns eine hervorragende Chance zur Internationalisierung, und ich fordere alle

Mitglieder auf, davon Gebrauch zu machen. Im Vorfeld der Tagung 2015 wird der Vorstand auf diese Möglichkeit nochmals ausdrücklich aufmerksam machen. Das wird allerdings auf Grund der Sitzungstermine der DFG auch einen leicht geänderten Zeitablauf der Tagungsplanung/-organisation zur Folge haben.

4. Sudhoff-Vorlesung

Auf den Jahrestagungen der DGGMNT gibt es traditionell einen besonderen Vortrag, der mit dem Namen des Initiators der Gesellschaft, Karl Sudhoff, benannt wird. Die Reihe der Vortragenden umfasst eine hervorragende Auswahl von VertreterInnen unserer Fächer. Diese Vorlesungen haben nicht jedes Jahr stattgefunden, zuletzt wurde eine Karl Sudhoff-Vorlesung 2011 in Stuttgart durch Robert Jütte gehalten. In jüngerer Zeit allerdings wurden Fragen zur Person Karl Sudhoffs wieder lauter, die durchaus schon vorher gestellt worden waren und die insbesondere Sudhoffs Rolle im Vorfeld und beim Übergang in das NS-Regime 1933/34 betreffen. Damals hatte er als schon fast 80-Jähriger nochmals kommissarisch die Leitung des von ihm gegründeten Leipziger Institutes übernommen und hatte als Altvater unserer Gesellschaft auch dort ein sehr gewichtiges Wort. Aus den wenigen Dokumenten, die erhalten geblieben sind, ergibt sich ein nur fragmentarisches Bild, das aber u. a. auf eine durchaus aktive Rolle Sudhoffs in der sog. Gleichschaltung mit dem neuen Regime hinweist. Wie wir alle wissen, ist es enorm schwierig, in solchen Fällen ein klares Urteil zu fällen, zumal eben bei solch dünner Quellenlage, und ein Pauschalurteil als NS-Aktivist ist im Fall Sudhoff sicher nicht am Platze. Gleichwohl stellt sich für unsere Gesellschaft die Frage, ob wir auch noch heute diesen Namen mit einem besonders ehrenden Ereignis unserer Jahrestagung verbinden möchten.

Im Vorstand war diese Frage schon wiederholt Gegenstand der Diskussion, und es ist klar geworden, dass das Thema ein solches Gewicht hat, dass jedweder Beschluss zum weiteren Verfahren von den Mitgliedern getroffen und getragen werden sollte. Der Vorstand möchte deshalb das Thema in folgender Weise zur Diskussion stellen: Zum einen soll in naher Zukunft eine Liste der einschlägigen Literatur zu Sudhoff auf der Webseite eingestellt werden. So haben alle Mitglieder die Möglichkeit, sich zu dem Thema umfassend zu informieren und ein Bild zu verschaffen. Zum anderen soll im Nachrichtenblatt im Vorfeld der nächsten Tagung ein zusammenfassender Text zu Sudhoff veröffentlicht werden. Auf der nächsten Jahrestagung schließlich soll vor der Mitgliederversammlung ein Überblicksvortrag zu Sudhoff gehalten, und im Anschluss das Thema in der Mitgliederversammlung diskutiert werden. Angestrebt wird dabei ein Votum der Mitgliederversammlung zur Frage, ob auf den Namen Sudhoff künftig verzichtet werden soll.

5. Materialien zur Geschichte der Gesellschaft

Nicht nur im Zusammenhang mit den Recherchen zu Sudhoff wurde deutlich, dass es um Materialien zur Geschichte unserer Gesellschaft nicht gut bestellt ist und

dass wir bis heute keine historische Darstellung dieser Geschichte haben, die über Materialsammlung und Chronologie hinausgeht. Das ist ein misslicher Zustand, zumal nicht klar ist, ob eine gründliche Recherche nicht doch weiteres zu Tage fördern könnte. Die Geschichte unserer Gesellschaft ist nicht nur aus Eigeninteresse interessant, sondern stellt ein zentrales Element der Geschichte der Institutionalisierung unserer Fächer insgesamt dar. Von daher besteht hier ein wichtiges Forschungsdesiderat, dessen Behebung für die Entwicklung unserer Fächer insgesamt hohe Bedeutung hat.

Die Gesellschaft als solche wird das Desiderat nicht beheben, aber doch manches tun können, um entsprechende Forschungen anzuregen und zu erleichtern. Der Vorstand hat sich deshalb vorgenommen, die vorhandenen Materialien, soweit frei verfügbar, auf der Webseite der Gesellschaft verfügbar zu machen – bislang war etwa eine Broschüre mit „wichtigen Ereignissen, Begebenheiten, Satzung und Geschäftsordnungen“ nur beim Archivar der DGGMNT erhältlich. Wir haben als Vorarbeit auch Listen der Vorstandsmitglieder, Tagungsorte und Tagungsthemen zusammengestellt, und werden auch diese online zugänglich machen. Einige Exemplare der oben genannten, zum 100-jährigen Jubiläum der Gesellschaft erstellten Broschüre liegen im Tagungsbüro zur freien Mitnahme aus.

Über diese Bereitstellung von Materialien hinaus stellt sich die Frage, ob die Gesellschaft auch finanzielle Mittel bereitstellen möchte, um Forschungsinitiativen zur Geschichte von GNTM in Deutschland (also auch der DGGMNT) zu fördern, etwa in Form der Unterstützung von Workshops oder auch von Archivrecherchen oder Unterstützung durch Hilfskräfte. Wirklich umfangreich könnten diese Mittel nicht sein, aber vielleicht doch dazu beitragen, es solchen Initiativen leichter zu machen. Von daher sind alle Mitglieder aufgerufen, die Möglichkeiten solcher Projekte zu prüfen und die Ideen und Vorschlägen dem Vorstand mitzuteilen, der diese Aktivitäten zu koordinieren bereit ist. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass Beate Ceranski und Brigitte Lohff an Überlegungen zur Weiterführung der in den „Wegen zur Wissenschaftsgeschichte“ einst begonnenen autobiographischen Aufzeichnungen von WissenschaftshistorikerInnen in zeitgemäßer Form arbeiten.

6. Nachwuchsförderung

Eine der dringenden Aufgaben der Gesellschaft für die nahe Zukunft liegt in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Wichtig ist das Thema deshalb, weil zum einen die Bedingungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs in unseren Fächern insgesamt schwierig sind (s. dazu auch die Mittelbauinitiative, TOP 11), zum andern muss die Gesellschaft im Hinblick auf ihre interne Altersstruktur ein vitales Interesse daran haben, NachwuchswissenschaftlerInnen auf die Gesellschaft aufmerksam zu machen und zu verdeutlichen, dass es attraktiv ist, hier Mitglied zu werden. Vor diesem Hintergrund hat der Vorstand Überlegungen zu möglichen Aktivitäten der Gesellschaft in zwei Richtungen angestellt. Zum einen wurde

die Möglichkeit von Postersektionen auf den Jahrestagungen diskutiert, die einen niederschweligen Zugang – vor allem für deutlich mehr NachwuchsforscherInnen als bislang – bietet, Forschungsprojekte und -ergebnisse zu präsentieren. Die Details des Formates werden derzeit im Kontakt mit dem Driburger Kreis noch diskutiert, für die Jahrestagung 2014 ist eine solche Postersektion vorgesehen und wird im Call for Papers angekündigt werden.

Zum anderen wurde unter dem Titel „Junge Perspektiven“ und im Kontakt mit dem Driburger Kreis das Format von thematischen Nachwuchsworkshops entwickelt, auf denen NachwuchswissenschaftlerInnen ihre Projekte und Ergebnisse im Beisein ausgewählter ExpertInnen vorstellen und diskutieren könnten. Das Format würde sich durch den thematischen Fokus und durch das Beisein von ExpertInnen deutlich vom Zuschnitt des Driburger Kreises unterscheiden und ihn ergänzen. Die Gesellschaft würde solche Workshops im Einzelfall mit bis zu 3.000 € unterstützen, da gerade durch die Einladung von Experten Kosten anfallen, die meist nicht durch laufende Budgets getragen werden können. Vorschläge und Initiativen für solche Nachwuchsworkshops können und sollten frei aus dem Mitgliederkreis kommen. Gewissermaßen als Pilotprojekt ist Heike Weber dabei, in Wuppertal einen solchen Nachwuchsworkshop zum Thema „Geschlechterverhältnisse in Wissenschaft und Technik“ zu organisieren. Aus persönlichen Gründen kann sie das heute nicht selbst vorstellen. Wir werden auf der nächsten Mitgliederversammlung darüber berichten und das Votum der Mitgliederversammlung einholen, ob das Format zu einer beständigen Einrichtung der DGGMNT gemacht werden kann.

7. Strukturentwicklung in den Fächern Medizin-, Wissenschafts- und Technikgeschichte

Im letzten Teil meines Berichtes möchte ich auf Strukturentwicklungen in unseren Fächern in Deutschland eingehen. Die Situation ist durchaus in Bewegung, wie sich an der Gründung einer Gesellschaft für Bautechnikgeschichte/Construction History, aber auch an Überlegungen im Fachverband Medizingeschichte zeigt, sich in eine Gesellschaft für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin mit eigener Fachtagung fortzuentwickeln, die dann das gleichlautende Fach vertreten könnte, wie es an den meisten medizinischen Fakultäten Deutschlands eingerichtet ist. In beiden Fällen wird eine klare Tendenz zu weiterer Spezialisierung deutlich.

Für die DGGMNT mit dem Selbstverständnis als übergreifende Gesellschaft, in der gerade nicht die Spezialisierung, sondern das Gespräch zwischen den Fächern wichtig ist, stellt sich hier eine Herausforderung: Eine solche übergreifende Stellung wird künftig nicht einfacher, sondern schwieriger werden. Die Ressourcen an Geld und Zeit werden knapper, man kann sich nur in begrenztem Umfang aktiv an Tagungen beteiligen, auch für die Zeitschrift muss der Zulauf an Artikeln proaktiver gesichert werden.

Ein Punkt, der deshalb deutlicher ins Blickfeld rückt, betrifft die Parallelexistenz zweier Gesellschaften in Deutschland mit sehr ähnlichem Selbstverständnis und Herausforderungen. Es ist nicht von ungefähr, dass von Seiten der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (GWG) die Initiative unternommen wurde, über vertiefte Formen der Zusammenarbeit mit der DGGMNT nachzudenken. Am Rande der letzten Jahrestagung in Mainz haben im Beisein von VertreterInnen der beiden Vorstände und der beiden Zeitschriftenredaktionen erste Vorgespräche stattgefunden. Überdies hat die GWG auf ihrer Mitgliederversammlung im Juni in Marbach ihr Präsidium ausdrücklich beauftragt, in solchen Fragen in nähere Gespräche mit der DGGMNT einzutreten und Optionen auszuloten. Im Einzelnen ist dabei an die Tagungen der beiden Gesellschaften, an ihren Auftritt nach außen, und insbesondere auch an eine mögliche Koordination der beiden Zeitschriften gedacht. Der Vorstand der DGGMNT begrüßt diese Initiative und steht diesen Überlegungen sehr offen gegenüber. Wir möchten die Mitgliederversammlung über diese Entwicklung informieren und auch von Seiten der DGGMNT um einen Auftrag zu weiteren Gesprächen bitten.

Damit möchte ich meinen Bericht schließen und vor Übergabe an die Stellvertretenden Vorsitzenden unmittelbar einen Tagesordnungspunkt zum letztgenannten Punkt einschieben.

/ Tagungsordnungspunkt 3a: Strukturentwicklung in GMNT

Es wird folgender Antrag zur Abstimmung gestellt: „Die Mitgliederversammlung der DGGMNT beauftragt den Vorstand, in Gespräche mit der GWG über Optionen erweiterter Zusammenarbeit einzutreten.“

Christoph Meinel fragt nach den Zielen der Zusammenarbeit. Der Vorsitzende verweist auf verschiedene Aktionsfelder: a) Zusammenarbeit bei den Zeitschriften NTM und Berichte der Wissenschaftsgeschichte, b) die nach außen repräsentierende Standesvertretung der (Natur)Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte zusammenzuführen und c) ein mögliches Zusammengehen der Gesellschaften. Auf allen Ebenen sollen ergebnisoffene Gespräche geführt werden. Der Antrag wurde bei einer Enthaltung angenommen.

Berichte der Stellvertreter

/ Medizingeschichte, i. V. Georg Hofer

Zunächst möchte ich an ein Ereignis erinnern, das für die Medizingeschichte allmählich historisch zu werden beginnt und zugleich anhaltend aktuell ist. Vor genau zehn Jahren – zum 1. Oktober 2003 – hat die Änderung der ärztlichen Approbations-

ordnung Gültigkeit erlangt. Die damit verbundene Etablierung des Querschnittsbereichs Geschichte, Theorie und Ethik hat – hier kann ich an das anschließen, was in vergangenen Jahren Michael Stolberg und Karin Stukenbrock gesagt haben – die Medizingeschichte institutionell gestärkt. Nur wenige Standorte sind geschlossen worden, mancherorts sogar neue Institute hinzugekommen. Es gibt gute Gründe, die Situation der Medizingeschichte als stabil und beständig zu charakterisieren. Unabweisbar ist freilich auch der Wandel des Beständigen. Hier hatten sich manch unerfreuliche, in der Gesamttendenz zuletzt aber auch recht ermutigende Entwicklungen gezeigt.

Blickt man zunächst auf die wissenschaftlichen Aktivitäten, so zeigt sich in der Medizingeschichte ein bewegtes Bild. Es gab auch im vergangenen Jahr wieder eine ganze Reihe von Tagungen, Projekten, Initiativen, auf die ich im Einzelnen nicht näher eingehen kann, die aber einen ungebrochenen wissenschaftlichen Elan und hohen Vernetzungsgrad erkennen lassen. Auch auf der Ebene großer, international ausgerichteter medizinhistorischer Forschungsverbände, wie sie etwa in Berlin („Ways of writing. How physicians know, 1550-1950“) und Würzburg („Ärztliche Praxis, 17.-19. Jahrhundert“) bestehen bzw. von dort koordiniert werden, sind spannende Ergebnisse und Entwicklungen sichtbar. All dies lässt die Medizingeschichte als ein lebendiges und forschungsaktives Fach erscheinen. Der ganz überwiegende Teil dieser Forschung ist – wie auch in den anderen Fachgebieten – drittmittelfinanziert; diese Tendenz hat sich gegenüber dem Stand von vor zehn bis fünfzehn Jahren erheblich verstärkt.

Der Schwerpunkt der Lehre liegt nach wie vor in der Pflichtlehre für die Medizinische Fakultät, vor allem in der medizinischen Terminologie und im Querschnittsbereich Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin; letzterer ein fester, aber inhaltlich nicht einengender Rahmen, der den Instituten viel Raum zur Ausgestaltung lässt. Eigenständige Studiengänge in Medizingeschichte gibt es zwar nach wie vor nicht. Aber an mehreren Standorten ist die Medizingeschichte in Bachelor- und Masterstudiengänge benachbarter Fakultäten und Fächer integriert, etwa in der Geschichte und in der Geschlechterforschung. In Aachen, Bonn und Gießen befinden sich interdisziplinäre Lehrprojekte im Bereich von Global Health im Aufbau. Erinnerung sei mit Blick auf die Graduiertenförderung auch an die Mitinitiative und Verstetigung von interfakultären Einrichtungen, wie das etwa in Lübeck mit dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung geglückt ist.

Erwähnung finden sollte die Fortführung des Engagements mehrerer Kolleginnen und Kollegen bei der Erarbeitung des sogenannten Nationalen Kompetenzorientierten Lernzielkatalogs Medizin (NKLM – im Übrigen ein Beispiel für die anhaltende Akronymisierungstendenz in der Medizin). Die Erstellung eines solchen NKLM geht maßgeblich auf die Gesellschaft für Medizinische Ausbildung und den Medizinischen Fakultätentag zurück. Das anhaltende Engagement war und ist hier insofern wichtig, als dieser Lernzielkatalog bei kommenden Novellierungen der



NEU





JIGKEITEN

ärztlichen Approbationsordnung eine große Rolle spielen und dieser Prozess somit mittelbar auch Auswirkungen auf die institutionelle Position der Medizingeschichte in den Medizinischen Fakultäten haben kann. Die Implantierung medizinhistorischer Lernziele ist im Bereich der Zahnmedizin bereits gut geglückt. Im Bereich der Humanmedizin ist die Präsenz der Medizingeschichte in den verschiedenen Arbeitspaketen bislang nur in einzelnen Spuren sichtbar und ziemlich disparat. Hier wird noch das eine oder andere Brett zu bohren sein.

Die institutionelle Topographie des Fachs Medizingeschichte stellt sich nicht einheitlich dar. Akrobatische, robuste und zukunftsfrohe Lebensformen sind gleichermaßen vertreten. Die Art und Weise, wie im vergangenen Jahr Stellenausschreibungen vorgenommen wurden und Berufungsverfahren abgelaufen sind, spiegelt einerseits die Realitäten und Herausforderungen, denen sich die Medizingeschichte zu stellen hat; andererseits auch die Chancen, die sie in der Entwicklung und Ausgestaltung interdisziplinärer Bereiche übernehmen kann. Dazu gehört, wie schon angesprochen, die zunehmende Bedeutung des Querschnittsbereichs Geschichte, Theorie und Ethik. In der Denomination neu zu besetzender Professuren bildet sich diese Diversifizierung ab, wenn auch in einer zum Teil selektiven Art und Weise. Hier ist die Entwicklung lokal sehr unterschiedlich.

In Greifswald war eine Juniorprofessur für Ethik und Geschichte der Medizin ausgeschrieben. Die Verstetigung der Juniorprofessur im Sinne einer Tenure-Track-Regelung (nach positiv erfolgter Evaluation auf einer W2-Stelle) ist beabsichtigt. Im Ausschreibungstext war das ethische Qualifikationsprofil einseitig präferiert worden. Eine solche Vorgehensweise, nämlich Medizingeschichte im Anforderungsprofil einer Stelle zu etikettieren, dann aber in der Ausschreibung und im weiteren Verlauf des Verfahrens zu ignorieren, ist auf Kritik gestoßen; ebenso die zumindest temporäre Herabstufung der Stelle. Denn dies bedeutet, dass die Juniorprofessorin bzw. der Juniorprofessor sein Qualifizierungsvorhaben mit der Leitung des Instituts und der Vertretung des Fachbereichs zu vereinen hat.

In Hannover, wo die Professur Geschichte und Ethik der Medizin in der Nachfolge von Brigitte Lohff ausgeschrieben worden war, ist die erstellte Liste vom Ministerium nicht akzeptiert worden und an die Medizinische Hochschule zurückgegangen. Gleichzeitig hat das Ministerium das Präsidium zu einer Neuausschreibung aufgefordert. Das Verfahren ist vorläufig eingestellt worden. Nicht ob, aber wann es zu einem neuerlichen Anlauf kommt, ist noch unklar. Als kommissarischer Direktor des Instituts ist zwischenzeitlich Gerald Neitzke bestellt worden.

In Köln wurde eine W3-Professur für Geschichte und Ethik der Medizin ausgeschrieben (Nachfolge Klaus Bergdolt). In der Kölner Ausschreibung hat die Geschichte tatsächlich ihren Platz; Medizingeschichte und Medizinethik sollen gleichermaßen vertreten werden. Auch in Düsseldorf hat sich kürzlich die Medizinische Fakultät zur Ausschreibung einer W3-Professur für Geschichte, Theorie und

Ethik der Medizin (Nachfolge Alfons Labisch) entschlossen. Aus Nordrhein-Westfalen ist noch von einer weiteren Ausschreibung zu berichten. In Münster ist eine W3-Professur für Geschichte und Theorie der Medizin mit tenure-track ausgeschrieben. Konkret bedeutet dies, dass die Professur zunächst für 5 Jahre besetzt und vor Ablauf evaluiert werden soll. Bei positivem Ergebnis ist eine Neuausschreibung beabsichtigt, in dessen Rahmen sich die zukünftige Stelleninhaberin bzw. der zukünftige Stelleninhaber bewerben kann.

Trauriges und Erfreuliches ist aus Ingolstadt zu berichten. Vor kurzem ist Christa Habrich verstorben. Frau Habrich hat sich große und vielfältige Verdienste in der Medizin- und Pharmaziegeschichte erworben, nicht zuletzt und gerade auch bei der Gründung des Deutschen Medizinhistorischen Museums, dessen langjährige Leiterin sie ebenfalls war. Erfreulich ist, dass der Ingolstädter Stadtrat dem Medizinhistorischen Museum, das seit einigen Jahren Marion Ruisinger leitet, einen großen, von dem Berliner Architekten Volker Staab geplanten Erweiterungsbau bewilligt. Der Realisierung dieses lange gehegten Vorhabens steht nun nichts mehr im Wege. Während der Bauarbeiten wird das Museum nach Möglichkeit seine Tore offen halten. Die Fertigstellung ist für Ende 2015 geplant.

In Hamburg sind die Vorbereitungen für die Eröffnung des Medizinhistorischen Museums abgeschlossen. Es wird im Oktober 2013 mit der ersten Dauerausstellung „Die Geburt der Modernen Medizin“ eröffnet und umfasst insgesamt acht Themenschwerpunkte. Deutschlandweit einmalig ist der restaurierte historische Sektionsaal.

Aus dem Berliner Medizinhistorischen Museum hat Thomas Schnalke mitgeteilt, dass das Museum nach den Turbulenzen wieder in sichereren Wassern ist. Es gibt berechtigten Anlass zu Optimismus. Die Charité steht zu ihrem Museum und bekennt sich dazu, es weiterzuführen. Mit der Dauerausstellung „Dem Leben auf der Spur“ hat das Museum für das Jahr 2012 den zweiten Preis in der Great Exhibitions Competition der British Society for the History of Science gewonnen (der erste Preis ging an das Londoner Science Museum).

Erwähnenswert ist schließlich auch eine spannende wissenschaftliche Kooperation der beiden Medizinhistorischen Museen in Berlin und Ingolstadt mit dem Forschungsverbund Ärztliche Praxis. Aus dieser Zusammenarbeit geht eine Sonderausstellung hervor, die sich der Geschichte der Begegnung von Arzt und Patient widmet und im Oktober 2013 in Berlin eröffnet wird. Wechselseitiger Erkenntnisgewinn und Transfer zwischen Forschung, Vermittlung und Erinnerung wird derzeit überhaupt große Bedeutung zugemessen; dies zeigen laufende Forschungsvorhaben in Düsseldorf, Erlangen, München und Heidelberg, die jeweils unterschiedlich gelagert, gemeinsam jedoch im zeithistorischen Kontext zu verorten sind.

/ Naturwissenschaftsgeschichte, Carsten Reinhardt (verlesen von Helmuth Trischler)

Die Gesamtsituation ist im Wesentlichen unverändert: Ca. 23 Dauerstellen auf W3/ C4 und W2/C3 Niveau (ohne MPI, mit Österreich und Schweiz), ca. 10 Juniorprofessuren und befristeten Professuren, vier Akademische Ratsstellen auf Dauer und ca. 10 befristeten Mitarbeiterstellen zur Habilitation stehen geschätzt 30 Habilitierte (seit 2002) ohne Dauerstelle im akademischen Bereich gegenüber. Die Frauenquote beträgt bei Professuren ca. 30%, bei Juniorprofessuren ca. 80%, bei befristeten Mitarbeiterstellen zur Habilitation 10%. Laufende Verfahren:

Leiter/in des Themenfeldes „Wissenschaftsgeschichte und maritime Geschichtswahrnehmung“ am Deutschen Schiffahrtsmuseum in Verbindung mit einer Juniorprofessur (W1) für „Kommunikation museumsbezogener Wissenschaftsgeschichte“ an der Universität Bremen.

Universität Konstanz, W3-Professur für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt Wissensgeschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften. Diese W3-Professur geht aus einer W1-Juniorprofessur für Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften hervor.

Habilitationen:

/ TU Berlin, Dr. Günter Luxbacher (Wissenschafts- und Technikgeschichte), „Ersatzstoffe: Rohstoffpolitik und Werkstofftechnik der Metalle in Deutschland im 20. Jahrhundert“ (Dez. 2012)

/ TU Berlin, Dr. Harald Siebert (Wissenschafts- und Technikgeschichte), „Die ptolemäische Optik in Spätantike und byzantinischer Zeit: Historiographische Dekonstruktion, textliche Neuerschließung, Rekontextualisierung“ (Frühjahr 2013)

/ TU Berlin, Dr. Julia Kursell (Wissenschaftsgeschichte und Musikwissenschaft), „Ohr und Instrument: Zu Hermann von Helmholtz' physiologischer Grundlegung der Musiktheorie“ (Mai 2013)

/ ETH Zürich: Dr. Omar Nasim, „Observing by Hand. Sketching the Nebulae in the Nineteenth Century“ (2012).

Einzelne Standorte (nur Personalnachrichten und Veränderungen größeren Maßstabs):

Berlin: Das von FU, HU, TU und MPIWG getragene PostDoc-Programm mit 8 PostDocs ist am Berliner Zentrum für Wissensgeschichte angelaufen. Prof. Dagmar Schäfer ist neue Direktorin am MPIWG.

Bielefeld: Im Juli 2013 ist das Institute for Interdisciplinary Studies of Science (I2SoS) an der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie (beteiligt u.a. Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftsphilosophie, Wissenschaftsökonomie, Bibliometrie) gegründet worden. Prof. Carsten Reinhardt ist im August 2013 als Leiter der Chemical Heritage Foundation nach Philadelphia, USA, gegangen.

Eichstätt: Professor Dr. Michael Rathmann ist der neue Inhaber des Lehrstuhls für Alte Geschichte an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Halle: An der Leopoldina wurde am 29.10.2012 das „Leopoldina-Studienzentrum für Wissenschafts- und Akademiengeschichte“ eingerichtet, als zentrale Einrichtung für alle wissenschaftshistorischen und damit zusammenhängenden wissenschaftstheoretischen bzw. -philosophischen Aktivitäten der Leopoldina. Im Zentrum der Arbeit des Studienzentrums stehen Rolle und Bedeutung der Wissenschaft in der Gesellschaft.

Hamburg: „Zum 1. Oktober 2012 wurde die Geschichte der Naturwissenschaften geteilt und vom Fachbereich Mathematik verschoben in die Fachbereiche Physik (Gudrun Wolfschmidt, Hamburger Sternwarte) und Biologie (Stefan Kirschner, Biozentrum Grindel). Die Promotionen erfolgen im Wesentlichen nicht mehr in Geschichte der Naturwissenschaften im Fachbereich Mathematik, sondern je nach Vorbildung und Thema in allen Fachbereichen der MIN-Fakultät.“ (Quelle: Nachrichtenblatt, zugeschickt von G. Wolfschmidt).

Jena: Ein von der Akademienunion gefördertes Editionsprojekt wurde begonnen (Briefwechsel Ernst Haeckels. Mitarbeiter: Roman Göbel, M. Sc., Dr. phil. Kai Torsten Kanz, Dr. phil. Gerhard Müller, Dr. phil. Claudia Taszus).

Köln: „Dr. Mirjam Brusius, Mahindra Humanities Center, Havard University, hat einen Ruf an die Universität zu Köln auf eine Junior-Professur für Transformations of Knowledge erhalten.“ (Quelle: Forschung&Lehre)

München: An der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist ein Langzeitvorhaben zur Ptolemaeus-Rezeption (Leitung Prof. Dag Nikolaus Hasse, Universität Würzburg), mit den leitenden Mitarbeitern Dr. David Juste und Dr. Benno van Dalen angelaufen. An der LMU ist im Internationalen Graduiertenkolleg zu „Religiösen Kulturen im Europa des 19./20. Jahrhunderts“ (in Kooperation mit den Universitäten in Prag und Poznan) ein Bereich „Wissenschaft und Religion“ eingeführt worden. Im Rahmen der Graduiertenschule „Ost- und Südosteuropastudien“ wird ein Bereich zur Wissenschafts-/Wissensgeschichte in Zentral-/Osteuropa ausgebaut (beides unter der Leitung von Prof. Kärin Nickelsen). Gegründet wurde ein Forschungsverbund zum Thema „Kooperation und Konkurrenz in der Wissenschaft“, der das Institut für Zeitgeschichte (Andreas Wirsching), das Deutsche Museum (Helmuth Trischler) und die LMU (Kärin Nickelsen, federführend, Margit Szöllösi-Janze, und Martin Schulze Wessel) verknüpft.

Wuppertal: Dr. Heike Weber ist seit dem 1.4.2013 Juniorprofessorin für historische Wissenschafts- und Technikforschung.

Andreas Kleinert ergänzt, dass das Studienzentrum der Leopoldina eröffnet und ein Geschäftsführer eingestellt wurde. In nächster Zeit nimmt das Studienzentrum durch Ausstellungen und Tagungen seine Arbeit auf; weitere Aktionen auch in Zusammenarbeit mit der Sektion der Wissenschaftsgeschichte bei der Leopoldina sind geplant.

Auch für die Technikgeschichte trifft *ceteris paribus* der übergreifende Befund zu, den Carsten Reinhardt für die Wissenschaftsgeschichte zeichnet: Die Situation des Fachs ist im Wesentlichen unverändert. Nach dem gravierenden Einschnitt an der RWTH Aachen im vergangenen Jahr, als der Lehrstuhl für Technikgeschichte mit Ablauf des Wintersemesters 2011/12 geschlossen wurde und die Technikgeschichte seither nur noch vom dortigen Lehr- und Forschungsgebiet Wirtschafts- und Sozialgeschichte weitergeführt wird, konnten die Professuren an den insgesamt 14 Standorten im deutschsprachigen Bereich gehalten werden – zumindest bis auf Weiteres.

Auf einige der laufenden Wiederbesetzungsverfahren, die auch die Technikgeschichte betreffen, ist Carsten Reinhardt in seinem Bericht schon eingegangen. Zu ergänzen ist hier: erstens das laufende Berufungsverfahren für eine W2-Professur für Wissenschafts- und Technikgeschichte der Universität Braunschweig (Nachfolge Mehrrens), das im nunmehr dritten Anlauf auf einem guten Wege zu sein scheint – derzeit werden die Außengutachten für die drei verbliebenen Kandidatinnen und Kandidaten eingeholt, um anschließend die Liste zu erstellen; zweitens die Wiederbesetzung der W 2-Professur für Technikgeschichte der TU Berlin (Nachfolge König), an der die Technikgeschichte in das Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte integriert und Teil des Innovationszentrum Wissensforschung (IZW) ist. Die von der Universität erstellte Liste liegt derzeit noch beim Senat von Berlin. Es ist zu hoffen, dass der Ruf in Kürze ergehen wird.

In der Technikgeschichte laufen aktuell sieben Habilitationsprojekte. Im Frühjahr 2013 abgeschlossen wurde das Habilitationsverfahren von Günter Luxbacher an der TU Berlin mit einer Arbeit zum Thema „Ersatzstoffe. Rohstoffpolitik und Werkstofftechnik der Metalle in Deutschland im 20. Jahrhundert“, die 2014 in der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft“ bei Steiner erscheinen wird.

Im Folgenden werden einige Entwicklungen an den einzelnen Standorten in alphabetischer Ordnung skizziert und abschließend einige übergreifende Tendenzen des Faches hervorgehoben.

Die Professur für Wirtschafts- und Technikgeschichte/Technik- und Umweltgeschichte der Ruhr-Universität Bochum (Helmut Maier) ist in die Fakultät für Geschichtswissenschaft integriert. Der Forschungsschwerpunkt der Professur liegt auf der Wirtschafts- und Technikgeschichte des Ruhrgebiets. Neben laufenden Projekten u.a. zur Geschichte der Gesellschaft Deutscher Chemiker im Nationalsozialismus organisiert sie die Jahrestagungen des Arbeitskreises Technikgeschichte des VDI, die seit einigen Jahren jeweils in Bochum stattfinden. In ungeplanter thematischer Koinzidenz mit der Jahrestagung der DGMNT widmete sich die Bochumer Jahrestagung im Frühjahr 2013 der Technikgeschichte im Kalten Krieg – ausgewählte Beiträge der Tagung sind jüngst in der Zeitschrift *Technikgeschichte* als ein von Karin Zachmann herausgegebenes Themenheft erschienen. Die nächste tech-

nikgeschichtliche Jahrestagung des VDI wird vom 6.-7. März 2014 am Deutschen Bergbau-Museum das Thema „Vertrauen in Technik?“ aufgreifen.

Der Lehrstuhl Technikgeschichte der BTU Cottbus (Günter Bayerl) ist Teil der Fakultät Mathematik, Naturwissenschaften und Informatik und damit neben Freiberg der zweite Standort in Deutschland, an dem die Technikgeschichte in einen nicht-historischen Fachzusammenhang gestellt ist. Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte technikinduzierter Transformationen von Landschaften. Der Lehrstuhl gibt im Waxmann Verlag die beiden Reihen „Cottbuser Studien zur Geschichte von Technik, Arbeit und Umwelt“ und „Die Niederlausitz am Anfang des 21. Jahrhunderts. Geschichte und Gegenwart“ heraus.

Die Abteilung Technikgeschichte am Institut für Geschichte der TU Darmstadt (Mikael Hård) hat ihren Forschungsschwerpunkt in der Konsumgeschichte und Techniknutzung. Der Lehrstuhl ist lokal, national und international breit vernetzt und u.a. an dem großen europäischen Verbundprojekt „Making Europe: Technology and Transformations“ (siehe unten) beteiligt. In Ergänzung zu dem 2012 verlängerten DFG-Graduiertenkolleg „Topologie der Technik“ ist ein interdisziplinäres Graduiertenkolleg der Hans-Böckler-Stiftung zur Technik in Ostafrika in Vorbereitung, das darauf abzielt, die Fixierung der historisch-sozialwissenschaftlichen Technikforschung auf Europa und den Westen aufzubrechen. Die Tatsache, dass PD Noyan Dinckal zum Herbst 2012 als Lehrkraft an das Historische Institut der Universität Paderborn wechseln konnte, unterstreicht, wie anschlussfähig mittlerweile die Technikgeschichte an Fragen der Allgemeingeschichte geworden ist.

Der Lehrstuhl für Technik- und Technikwissenschaftsgeschichte der TU Dresden (Thomas Hänseroth) ist ebenfalls in das dortige Institut für Geschichte integriert und eng in fakultätsübergreifende Programme eingebunden, insbesondere in den SFB „Transzendenz und Gemeinsinn“, der von der DFG nicht verlängert wurde. Der Lehrstuhl gibt die Schriftenreihe „Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften“ (DBGT) heraus und organisierte die diesjährige Jahrestagung der Gesellschaft für Technikgeschichte (GTG) zum Thema „Die Sinnlichkeit der Technik“. Erfreulich ist, dass die TU Dresden in Ergänzung zu ihrem Lehrstuhl für Technikgeschichte eine Professur für Wissensgeschichte neu ausgeschrieben hat, für die bereits eine Berufungskommission gebildet worden ist.

Das Institut für Industriearchäologie, Wissenschaft- und Technikgeschichte der TU Freiberg (Helmuth Albrecht) arbeitet an der Schnittstelle von Technikgeschichte und Industriearchäologie und nimmt als Querschnittsfunktionen die Organisation des Studium Generale, die Leitung des Universitätsmuseums und der Kustodie wahr. Mit dem Graduiertenkolleg „Eine Spiegelung des 20. Jahrhunderts? Die Geschichte der Bergakademie Freiberg vom Kaiserreich bis zum Ende der DDR“ bereitet das Institut das Jubiläum der Bergakademie im Jahr 2015 vor und ist zudem an mehreren Vorhaben im Bereich der historischen Innovationsforschung, der Denk-

malpflege, der Industriearchäologie und des UNESCO-Projekts „Montanregion Erzgebirge“ beteiligt.

Die Professur für Neuere Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg (Martina Heßler) ist Teil der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften. Neben Forschungsprojekten zu diversen Themen im Schnittfeld von Wirtschafts-, Technik- und Umweltgeschichte, darunter der global-historisch ausgerichtete Forschungsverbund zu Autostädten, ist am Lehrstuhl die Schriftleitung der Zeitschrift „Technikgeschichte“ angesiedelt. Die Lehrstuhlinhaberin Martina Heßler ist Vorsitzende der Gesellschaft für Technikgeschichte.

Die Abteilung Technikgeschichte des Karlsruhe Institut für Technologie, KIT, (Rolf-Jürgen Gleitsmann-Topp) ist ebenfalls in das dortige Institut für Geschichte integriert und über das Modul „Nachhaltigkeit und Transformation“ am BA/MA „Europäische Kultur- und Ideengeschichte“ beteiligt. Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte technologischer Großprojekte und Mobilitätsgeschichte. Die Abteilung hat 2013 die Stuttgarter Automobiltage ausgerichtet.

In München haben sich die viel versprechenden Perspektiven, über die in den letzten beiden Jahren berichtet wurde, verstärkt. Das Fachgebiet Technikgeschichte der TU München (Ulrich Wengenroth und Karin Zachmann) ist sowohl in die TUM School of Education als auch in das neugegründete Munich Center for Technology in Society (MCTS) eingebunden. Im Wintersemester tritt Sabine Maaßen die neue Professur für Wissenschaftsforschung an und wird ab Frühjahr 2014 auch die Leitung des MCTS übernehmen. Weitere Professuren dieses interdisziplinären STS-Programms sind teils bereits besetzt worden, teils werden sie in Kürze ausgeschrieben werden. Im Rahmen eines TU-internen Wettbewerbs hat das Münchner Zentrum für Wissenschafts- und Technikgeschichte Mittel zur Einrichtung eines neuen Schwerpunkts zum Thema „Mistake, Ignorance, Contingency, Error (MICE-Lab)“ eingeworben. Nach Durchführung einer Reihe von Workshops 2013/14 soll eine DFG-Forschergruppe beantragt werden. An diesem neuen Forschungsschwerpunkt beteiligt sind auch die Professur für Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte der Universität der Bundeswehr in Neubiberg (Stephan Lindner) und das Forschungsinstitut für Technik- und Wissenschaftsgeschichte des Deutschen Museums (Ulf Hashagen, Michael Eckert, Michael Schüring und Helmuth Trischler).

An der Universität Siegen ist die Technikgeschichte zwar nicht formal vertreten. Technikhistorische Forschungsfragen werden aber am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie am Institut für europäische Regionalforschungen insbesondere mit dem Fokus grenzüberschreitender technischer Infrastruktursysteme bearbeitet. In Vorbereitung ist eine DFG-Forschergruppe zu großtechnischen Infrastruktursystemen mit Partnern in Gießen (Dirk van Laak) und an der TU Berlin (Dorothee Brantz und Hans-Liudger Diemel).

An der Universität Stuttgart ist die Leibinger Stiftungs-Professur Wirkungsgeschichte der Technik (Reinhold Bauer) Teil der Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik des Historischen Instituts. Die Professur ist mittlerweile personell, organisatorisch und konzeptionell konsolidiert. Das Forschungsprofil des Lehrstuhls zielt darauf ab, der Produktionsgeschichte neue Impulse zu vermitteln. Erste Drittmittelprojekte, u.a. zu 100 Jahre Stromversorgung in Aalen, wurden eingeworben. Die Abteilung wird vom 23. bis 25.5. gemeinsam mit dem Stadtmuseum Stuttgart die Jahrestagung 2014 der Gesellschaft für Technikgeschichte (GTG) zum Thema „Produzieren, Herstellen, Fabrizieren: Neue Perspektiven auf die Produktionstechnik“ und in Verbindung damit am 22.5. das Technikhistorische Forum für DoktorandInnen und HabilitandInnen der Technikgeschichte veranstalten. Parallel dazu tagt der Gesprächskreis Technikgeschichte am gleichen Ort zum Thema „Migration und Technikgeschichte“.

An der Bergischen Universität Wuppertal hat Heike Weber die Juniorprofessur für Historische Wissenschafts- und Technikforschung übernommen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Technik- und Konsumgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Umwelt- und Stadtgeschichte, Geschichte von Müll und Recycling, Mobilitätsgeschichte und Popularisierung von Technik in Bild und Literatur.

In der Schweiz ist die Professur für Technikgeschichte der ETH Zürich (David Gugerli) das institutionelle Zentrum der Technikgeschichte. Neben zahlreichen Projekten zu den Schwerpunkten Umwelt und Raum, Energie, Kommunikation, Wissen und Technisierte Körper gibt der Lehrstuhl die Buchreihe „Interferenzen. Studien zur Kulturgeschichte der Technik“ heraus und ist am Zentrum Geschichte des Wissens der ETH beteiligt.

In Österreich ist die Technikgeschichte auf universitärer Ebene nicht verankert, aber am Technischen Museum Wien breit vertreten. Das Museum gibt die Zeitschrift „Blätter für Technikgeschichte“ heraus und führt zahlreiche technikhistorische Projekte an der Schnittstelle von Forschung und Vermittlung, Ausstellung und Sammlung durch.

Im Bericht des letzten Jahres bin ich auf drei Entwicklungen eingegangen, die sich im Berichtsjahr jeweils verstärkt haben: Erstens haben die Technikmuseen ihre Forschungsaktivitäten weiter ausgebaut, und dies gilt nicht nur für die technikhistorischen Forschungsmuseen in Bremerhaven, Bochum und München, sondern erfreulicherweise auch für eine ganze Reihe von Landesmuseen wie vor allem die westfälischen Landesmuseen und das Technoseum in Mannheim. Letzteres hat eine längere Phase struktureller und haushaltsbedingter Probleme mittlerweile überwunden und engagiert sich nun wieder in erfreulich breitem Maße in der technikhistorischen Forschung. Zweitens erweist sich an den Universitäten die Integration der Technikgeschichte in die jeweiligen historischen Fachbereiche bzw. Institute als das langfristige Stabilität ermöglichende Organisationsmodell. Wo dies nicht der Fall ist, ist die Existenz des Faches im Falle von Emeritierungen jeweils gefährdet. Drittens schlägt die Verbundforschung mehr denn je auf die Praxis un-

serer Fächer durch. An praktisch allen ihren Standorten ist die Technikgeschichte in disziplinenübergreifende Programme und Forschungsverbände eingebunden, mit all den damit verbundenen Vor- und Nachteilen. Unter ihrem neuen Präsidenten Peter Strohschneider hat die DFG erkannt, dass das Verhältnis zwischen Programmförderung und Einzelförderung aus dem Lot geraten ist, und daher beschlossen, das Normalverfahren zu stärken. Die Technikgeschichte war in den letzten Jahren im Normalverfahren wenig vertreten. Es bleibt zu hoffen, dass der angekündigte Richtungswechsel die Motivation der Kolleginnen und Kollegen steigern wird, Anträge zu stellen. Nur so kann das Fach seine Wettbewerbsfähigkeit im nationalen Rahmen unter Beweis stellen.

Im internationalen Rahmen hat die deutsche Technikgeschichte ihr hohes Niveau in den letzten Jahren unterstrichen, indem sie sich in hohem Maße an dem europäischen Forschungsverbund „Tensions of Europe/Making Europe“ beteiligt hat. Die Hälfte der Autorinnen und Autoren der den Verbund abschließenden sechsbändigen Reihe „Making Europe: Technology and Transformations“ (Palgrave Macmillan), deren ersten beiden Bände am 18. September 2013 in Paris an der Sorbonne von der amtierenden EU-Bildungskommissarin vorgestellt wurden, sind Kolleginnen und Kollegen unseres Faches. In Paris wurde im Rahmen der fünften Tensions of Europe-Konferenz auch die künftige Forschungsagenda des Verbundes nach dem Auslaufen der ersten Phase diskutiert und ein Management Committee eingesetzt, das diesen Diskussionsprozess koordiniert. Es bleibt zu hoffen, dass sich die Technikgeschichte des deutschsprachigen Raums auch künftig so aktiv wie bisher an diesem Forschungsverbund beteiligen wird, der in der Technikgeschichte weltweit seinesgleichen sucht.

/ Tagungsordnungspunkt 4: Bericht der Schriftführerin

Der DGGMNT gehören mit Stand 25. September 2013 565 individuelle und 63 institutionelle Mitglieder an. Im Berichtszeitraum sind 7 Personen in die DGGMNT eingetreten. Als neue Mitglieder sind Berthold Winterlich (Düren), Bernhard Krenig (Hohenahr), Christian Joas (München), Marcus Sonntag (Berlin), Martin Hofmann (Dortmund, Julia Böttcher (Neumarkt) und Tanja Kleinwächter (Berlin) zu begrüßen. Zum Ende des Jahres 2012 sind 9 Mitglieder ausgetreten. Bisher liegen für das Jahr 2013 8 Kündigungen vor. Der Verlust an Mitgliedern aufgrund von Austritten, Todesfällen und Ausschlüssen kann zurzeit durch die Aufnahme neuer Mitglieder nicht kompensiert werden.

Es wird darin erinnert, Adressänderungen sowohl der Schriftführerin als auch der Schatzmeisterin zu melden, damit Sie auch weiterhin Nachrichtenblatt und NTM erhalten können.

/ Tagungsordnungspunkt 5: Bericht der Schatzmeisterin für 2012

SEPA-Umstellung: Zum 1.2.2014 wird das bisherige Lastschrift-Einzugsverfahren endgültig auf das europaweit einheitliche SEPA-Basis-Lastschriftverfahren umgestellt. Der DGGMNT liegt von vielen Mitgliedern eine Einzugsermächtigung für den Jahresbeitrag vor. Diese Einzugsermächtigung wird als SEPA-Lastschriftmandat weitergenutzt.

Das Lastschriftmandat wird durch die Mandatsreferenz und die Gläubiger-Identifikationsnummer der DGGMNT gekennzeichnet, die von der DGGMNT beim Einzug des Jahresbeitrags im Buchungsvermerk angegeben werden. Die Gläubiger-Identifikationsnummer der DGGMNT lautet: DE64ZZZ00000900723

Die zwölfstellige Mandatsreferenz besteht aus der Mitgliedsnummer bei der DGGMNT und, je nach Länge der Mitgliedsnummer, 8 oder 9 davorgestellten Nullen. Bsp.: Mitgliedsnummer 1234 → Mandatsreferenz 000 000 001 234

Diese Umstellung erfolgt durch die Schatzmeisterin, seitens der Mitglieder besteht kein Handlungsbedarf. Der Einzug der Mitgliedsbeiträge mit dem SEPA-Verfahren erfolgt jährlich am ersten Werktag im Monat Juli.

Für diejenigen Mitglieder der DGGMNT, die den Jahresbeitrag via Dauerauftrag oder Direktüberweisung bezahlen, hier zur Erinnerung IBAN und BIC des DGGMNT-Kontos: IBAN: DE81 7955 0000 0000 0116 50, SWIFT-BIC: BYLADEM1ASA

Kassenstand am 1.1.2012

| | |
|------------------------|-------------|
| Kasse bar | 20,29 € |
| Konto | 38.821,44 € |
| Tageszinskonto | 3.031,42 € |
| Sparanlage Förderpreis | 35.658,36 € |

77.531,51 €

Einnahmen

| | |
|--------------------------------|-------------|
| Beiträge für DGGMNT (+NTM) | 28.883,94 € |
| Zinsen Tageszinskonto | 16,22 € |
| Zinsen Spareinlage Förderpreis | 1.512,31 € |

| | | |
|---------------------------------------|-------------|--------------|
| Jahrestagung Mainz | 6.410,00 € | |
| | | 36.822,47 € |
| <i>Ausgaben</i> | | |
| NTM | 17.425,10 € | |
| Vorstand | 4.148,61 € | |
| Nachrichtenblatt | 5.112,45 € | |
| Diversa | 808,84 € | |
| Porto | 152,07 € | |
| Kontoführungsgebühren | 90,50 € | |
| Nachwuchsförderung (Förderpreis etc.) | 2.625,14 € | |
| | | 30.362,71 € |
| <i>Kassenstand am 31.12.2012</i> | | |
| Kasse bar | 20,29 € | |
| Konto | 37.067,67 € | |
| Tageszinskonto | 9.729,95 € | |
| Sparanlage Förderpreis | 37.173,36 € | |
| | | 83.991,27 € |
| <i>Bilanz 2012</i> | | + 6.459,76 € |

Beim Lastschriftinzug kam es 2012 wegen fehlerhafter Kontodaten zu Rückbuchungen in Höhe von 1.210 €. Im Vergleich zum Vorjahr (1.739 €) zeigt sich hier zwar eine positive Tendenz. Dennoch ergeht an dieser Stelle erneut die dringende Bitte an alle Mitglieder, die Schatzmeisterin von Änderungen der Bankverbindung in Kenntnis zu setzen.

/ Tagungsordnungspunkt 6: Bericht der Kassenprüfer, Entlastung der Schatzmeisterin

Die Kassenprüfer Timo Engels und Heiko Weber berichten der Mitgliederversammlung, dass sie die Kasse vor der Mitgliederversammlung geprüft und sie in finanzieller, rechnerischer und materieller Hinsicht in hervorragendem Zustand vorgefunden haben. Sie danken der Schatzmeisterin für die ausgezeichnete Arbeit und schlugen ihre Entlastung vor. Die Entlastung wird einstimmig von der Mitgliederversammlung angenommen.

/ Tagungsordnungspunkt 7: Wahl der Kassenprüfer für 2014

Für das Jahr 2014 werden Andreas Fickers und Martin Hofmann als Kassenprüfer sowie Heiko Weber und Florian Schmaltz als Stellvertreter einstimmig gewählt.

/ Tagungsordnungspunkt 8: Wahl eines externen Mitglieds des Förderpreiskomitees

Da Brigitte Lohff nach drei Jahren Vorsitz und einem Jahr als externes Mitglied des Förderpreiskomitees dieses Gremium verlässt, berichtet der Vorsitzende, dass sich im Vorfeld der Mitgliederversammlung Dieter Hoffmann bereit erklärt hat, als externes Mitglied zu fungieren. Dieser Vorschlag wird einstimmig angenommen. Dieter Hoffmann nimmt die Wahl an. Der Vorsitzende dankt für die Amtsübernahme und das Engagement.

/ Tagungsordnungspunkt 9: Bericht der Archivarin

Im Berichtszeitraum wurden keine Anfragen gestellt. Die Archivarin Beate Ceranski hat das Archivgut in Freiberg gesichtet und sortiert, so dass dieses nun an das Bundesarchiv Koblenz überführt werden kann.

/ Tagungsordnungspunkt 10: NTM: Entwicklungen und Perspektiven

Mikael Hård berichtet über die Lage der NTM, der von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin. Erfreulicherweise sind die Schwierigkeiten, mit denen die Zeitschrift Ende 2012 und Anfang 2013 zu kämpfen hatte, inzwischen behoben. Die Zahl neu eingegangener, qualitativ hochwertiger Beiträge ist wieder gestiegen, so dass die Hefte in herkömmlichem Umfang erscheinen können. Außerdem sind, nach zielführenden Gesprächen mit dem Verlag im Frühjahr 2013, eine Reihe von produktionsbedingten Problemen gelöst worden. Obwohl ein neuer Schriftführer (Axel Hüntelmann für Sybilla Nikolow) und zwei neue Herausgeber (Volker Remmert für Moritz Epple und Christoph Gradmann für Volker Roelcke) zum 1. Januar 2013 ihre Posten einnahm-

men, hat die Redaktionsarbeit ohne Reibungsverluste weiter laufen können. Die im Jahre davor eingeführte Funktion einer Rezensionenredakteurin (Beate Ceranski) hat sich bewährt. Statistiken des Verlags (Springer) zeugen von einer beeindruckenden Verbreitung der NTM, nicht zuletzt über elektronische Abonnement-Pakete: 2012 hatten durch so genannte on-line deals mehr als 7.000 Institute Zugang zur Zeitschrift. Im gleichen Jahr wurden insgesamt gut 10.000 NTM-Artikel aus dem Netz heruntergeladen – was etwas mehr als 200 downloads pro Artikel entspricht. Mit anderen Worten: Wer seine Texte in der NTM veröffentlicht, erreicht eine Leserschaft, die weit über die ca. 600 Mitglieder der DGGMNT hinausgeht.

/ Tagungsordnungspunkt 11: Anträge an die Mitgliederversammlung

Florian Schmaltz informiert über die Arbeit der Mittelbauinitiative. Gemeinsam mit Vertretern anderer Gesellschaften (z. B. GWG, GTG, Fachverband Wissenschaftsgeschichte und Fachverband Medizingeschichte) finden regelmäßige Treffen statt, bei denen u. a. ein Positionspapier entworfen wurde (siehe S. 54). Ziel der Mittelbauinitiative ist einerseits eine Datenerhebung zur Situation des Mittelbaus in der Medizin-, Naturwissenschafts- und Technikgeschichte, andererseits die Erarbeitung eines Positionspapiers zur Förderung des Mittelbaus gemeinsam mit dem Vorstand. Die beiden Anträge wurden in der Mitgliederversammlung diskutiert.

/ Antrag 1: Die Mittelbauinitiative entwickelt einen Fragebogen für die statistische Erhebung zur Situation des Mittelbaus in Medizin-, Wissenschafts- und Technikgeschichte an universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Die Verschickung der Fragebögen erfolgt ausschließlich über die DGGMNT, um zu vermeiden, dass diese mehrfach an die Adressaten versandt werden. Die Auswertung erfolgt durch die AG Mittelbau.

In der Aussprache dazu wies Andreas Fickers auf Anknüpfungspunkte mit anderen Fächern hin. Christoph Meinel befürchtete eine Überforderung des Vorstands und stellte fest, dass die Daten, die mithilfe der Adressdatei für die Institutsberichte erfragt werden sollen, wissenschaftlich nicht belastbar sind. Der gestellte Antrag wurde mit einer Gegenstimme und 4 Enthaltungen angenommen.

/ Antrag 2: Die Mitgliederversammlung hat von dem Text „Für die Überwindung des deutschen Sonderwegs der Nachwuchs-Universität. Positionspapier zur Stärkung des Mittelbaus für gute und erfolgreiche Lehre und Forschung in der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte“ der gesellschafts- und verbandsübergreifenden Arbeitsgruppe „Mittelbau der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte“ Kenntnis genommen. Die Mitgliederversammlung beauftragt den Vorstand, sich mit dem Positionspapier zu befassen. Die Mitgliederversammlung fordert den Vorstand auf, auf dieser Grundlage gemeinsam mit der AG „Mittelbau der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte“ ein Positionspapier zur

Förderung des Mittelbaus des Vorstands auszuarbeiten, den Mitgliedern rechtzeitig vorzulegen, damit dieses auf der nächsten Mitgliederversammlung diskutiert und beschlossen werden kann.

In der anschließenden Diskussion wies Christoph Meinel darauf hin, dass die Besonderheiten der kleinen Fächer zu berücksichtigen seien. Olaf Breidbach schlug vor, erst die Datenerhebung durchzuführen und darauf aufbauend ein Positionspapier zu entwerfen. Andreas Fickers regte eine Veröffentlichung des Positionspapiers im Nachrichtenblatt und eine Diskussion während der nächsten Mitgliederversammlung an. Olaf Breidbach und Christoph Meinel stellen einen Antrag auf Geschäftsordnung, den Antrag von der Tagesordnung abzusetzen. Mit 3 Gegenstimmen und 5 Enthaltungen wird beschlossen, in dieser Mitgliederversammlung über den Antrag abzustimmen.

Christine Wolters schlägt einen geänderten Antragstext vor: „Die Mitgliederversammlung beauftragt den Vorstand regelmäßig auf den Mitgliederversammlungen über die Situation des Mittelbaus in Medizin-, Wissenschafts- und Technikgeschichte zu berichten und im Nachrichtenblatt der DGMNT zu veröffentlichen. Die Mitgliederversammlung beauftragt den Vorstand, mit der Mittelbauinitiative das vorliegende Positionspapier vom 10.9.2013 (siehe Anhang 1) zu diskutieren und weiterzuentwickeln. Das gemeinsame Positionspapier des Vorstands und der Mittelbauinitiative soll mit der Einladung zur Mitgliederversammlung 2014 verschickt und somit allen Mitgliedern zu Kenntnis gegeben werden, um es dort zu diskutieren und beschließen zu können.“

In dieser modifizierten Form wird der Antrag bei 10 Enthaltungen und 5 Gegenstimmen angenommen.

/ Tagungsordnungspunkt 12: Bericht des Driburger Kreises

Dieser Bericht wurde aus Zeitmangel am 28. September 2013 um 20 Uhr im Vorfeld der Verleihung des Förderpreises der DGMNT durch Verena Lehmbrock vorgetragen.

1. Persönliches: Timo Engels hat sich aus dem Organisationsteam verabschiedet und ein Nachfolger wurde bestimmt. Das Team besteht nun aus: Lukas Engelmann (Uni Zürich), Eike Harden (Staatsbibliothek und Uni Hamburg) und Verena Lehmbrock (Uni Jena).

2. Logo: Zum Driburger Kreis 2013 hatten wir einen Call für Logos ausgeschrieben (s. Homepage DGMNT). Beim Treffen wurden bereits erste Entwürfe von Christian Lehmann (TU Berlin) gemeinsam besprochen. Das neue Logo soll zentrale Bestandteile des alten Logos wieder aufnehmen, darunter den Turm und den Kreis. Das Ergebnis wird spätestens in München 2014 präsentiert.

3. Das Thema des Driburger Kreises 2013 lautete „Scheitern“ (Vorschlag von Eike Harden). Insgesamt hatten wir 14 Teilnehmer und 7 Vorträge aus den Bereichen Medizin-, Wissenschafts-, Wissensgeschichte und Soziologie.

Diesmal wurde mit Felix Spenkuch vom Journal of Unsolved Questions (JUNQ) zusätzlich ein Gast eingeladen. JUNQ ist eine Initiative von Mainzer Naturwissenschaftlern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, gerade über die Forschungsergebnisse zu berichten, die normalerweise verschwiegen werden, weil sie als gescheitert gelten. Dahinter steht die Überzeugung, dass in gescheiterten Projekten ungenutztes Potential für das Gelingen weiterer Forschungsprojekte liegt. Die polemische Mission von JUNQ ist somit in die in ihren Fächern bestehende Kultur des Scheiterns einzugreifen, welche hauptsächlich darin besteht das Scheitern zu verbergen.

Das Organisationsteam fand das neu ausprobierte Format „Einladung eines Gastes/einer Expertin“ gelungen. Wir würden dieses Format gerne als Option für zukünftige Driburger Kreise beibehalten, sofern es das Thema und der Zeitplan hergeben.

Die These von der Produktivität des Scheiterns war in vielen der historischen Beiträge wiederzufinden. Ein allgemeiner Befund lautete: Gescheiterte Projekte produzieren Wissen, welches – zunächst ungenutzt – in anderen Kontexten, in einer anderen Zeit, oder nur unter einer anderen Perspektive zur Geltung kommen kann. Das von US-ForscherInnen produzierte Wissen über Naturkatastrophen galt den militärischen Auftraggebern der Studien beispielsweise als unnützlich, weil der Katastrophenschutz nach dem Krieg allein auf einen Nuklearangriff fixiert war. Später jedoch, als die Wahrnehmung weniger durch das „nuclear war paradigm“ bestimmt wurde, so berichtete unsere Teilnehmerin, sei auch das Naturkatastrophenwissen zur Geltung gekommen.

Diese Denkbewegung – Scheitern/gescheitertes Wissen ist eigentlich Erfolg/erfolgreiches Wissen – wurde auch kritisch diskutiert, vor allem auf Basis eines soziologischen Beitrags. Der Tenor dieser Diskussion lautete: Wo bleibt das wirkliche Scheitern, die Ohnmacht, das Scheitern als Grenze unserer Handlungsmacht/Agency? In diesem Zusammenhang wurde auch die historiografische Frage gestellt, ob Scheiternsgeschichten nicht zu sehr bezogen bleiben auf das Format der Erfolgsgeschichte. Klassischer Fall: Kolumbus suchte den Seeweg nach Indien, er scheiterte, hat dafür aber Amerika entdeckt. Der Form nach wird hier das Scheitern als Vorge-schichte oder als Bedingung für die große Entdeckung erzählt.

Insgesamt bewertete die Mehrzahl der Teilnehmenden den Begriff jedoch als nützlich, gerade wenn es darum geht die Kontingenzen historischer Entwicklung herauszuarbeiten. Denn in der Scheiternsgeschichte wird insbesondere danach gefragt, woran eine Person, ein Projekt, ein Gerät etc. gescheitert ist. Damit rücken automatisch die mannigfachen Widerstände der Welt zu einer Zeit, an einem Ort in den Blick.

4. Thema Driburger Kreis 2014: In der Abstimmung machte das von Lukas Engelmann vorgeschlagene Thema „Reproduktion“ das Rennen.

/ Tagungsordnungspunkt 13: Jahrestagungen 2014 und 2015

Als Rahmenthema für die Jahrestagung in München wird vorgeschlagen: „Kooperation und Konkurrenz in Wissenschaft, Medizin und Technik“. Zur Erläuterung führt die Vorschlagende, Kärin Nickelsen, Folgendes aus: Wissenschaft wird zunehmend als Kontext beschrieben (und auch empfunden), den Wettbewerb und Konkurrenz dominieren; das steht in offensichtlicher Spannung zu einem zentralen epistemischen Erfordernis in Wissenschaft, Medizin und Technik: nämlich die Pflege kooperativer Strukturen. Der Themenvorschlag für die Jahresversammlung nimmt diese Situation zum Anlass, über die Geschichte dieser Interaktionsformen in Wissenschaft, Medizin und Technik nachzudenken. Dabei sind Beiträge denkbar, die nur einen der beiden Handlungsmodi in den Blick nehmen, d.h. Konkurrenz oder Kooperation; besonders interessant ist aber die Verzahnung der beiden Bereiche, und die Frage, unter welchen Umständen der eine in den anderen Modus umschlägt – oder auch in offenen Konflikt. Das Thema ist breit anschlussfähig und epochenübergreifend relevant. Es eignet sich für historische Studien auf ganz verschiedenen Ebenen, d.h. mit Blick auf Individuen, Institutionen, Disziplinen und auch auf nationale und internationale Kontexte; und es lädt dazu ein, auch soziologische und philosophische Perspektiven zu integrieren. Termin ist der 12.-14. September 2014. Der Themenvorschlag wird einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende schlägt vor, die Jahrestagung 2015 vom 25.-27. September 2015 in Berlin abzuhalten. Überdies sollte turnusgemäß die Tagung 2015 gemeinsam mit der GWG ausgerichtet werden; die GWG hat sich in ihrer Mitgliederversammlung im Juni 2015 auch ausdrücklich für diese gemeinsame Tagung ausgesprochen. Beide Vorschläge werden einstimmig angenommen.

/ Tagungsordnungspunkt 14: Verschiedenes

entfällt

Die Mitgliederversammlung war um 17.45 Uhr beendet.

VERLEIHUNG DES FÖRDERPREISES DER DGGMNT 2013

/ Andreas Fickers, Vorsitzender des Preiskomitees

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

es ist mir eine große Freude und Ehre, heute Abend – im Namen des Preiskomitees für den Förderpreis der DGGMNT – die Laudationes für die diesjährigen Preisträger des Nachwuchspreises unserer Gesellschaft halten zu dürfen. Wie Sie dieser Eröffnung entnehmen können, haben wir es in diesem Jahr mit mehreren Preisträgern zu tun – genau genommen mit zwei: einer Preisträgerin und einem Preisträger. Dass diese Dopplung nicht das Resultat etwaiger Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Preiskomitees, noch strategischer Natur ist (erfahrungsgemäß steht Preisträgern eine lange Karriere innerhalb der DGGMNT bevor), wird im Laufe dieser Lobrede hoffentlich deutlich werden. Vielmehr sollte die Tatsache, dass wir heute zwei Dissertationen mit dem Förderpreis der DGGMNT auszeichnen dürfen, als Ausdruck der beeindruckenden intellektuellen Produktivität in unseren Fachgebieten gedeutet werden.

In diesem Jahr gingen beim Preiskomitee nicht weniger als 25 Bewerbungen ein, davon 17 Dissertationen, 7 Magister- bzw. Diplomarbeiten und ein Aufsatz. An dieser Stelle sei daher auch meinen Kolleginnen im Preiskomitee gedankt, die alle Arbeiten in gewohnt professioneller und kritischer Weise gelesen und begutachtet haben. Bevor ich zur eigentlichen Laudatio für die Preisträger komme, sei eine Arbeit lobend erwähnt, die zwar nicht mit dem Förderpreis ausgezeichnet werden kann, die das Preiskomitee dennoch sehr beeindruckte. Es handelt sich um die Magisterarbeit von Herrn Max Gawlich, die am Historischen Institut der Universität Heidelberg entstanden ist. Die Arbeit trägt den Titel „Irreseiz im Kleinen. Der Rausch als Modellpsychose in der psychiatrischen Forschung der 1920er Jahre“ und befasst sich mit der Frage, wie sich die Analogiesetzung von Rausch und Geisteskrankheit in der psychiatrischen Forschung der Weimarer Republik gestaltete. Forschungsgegenstand sind dabei die Experimente mit Meskalin, wie sie Kurt Beringer und Wilhelm Meyer-Grass in der Heidelberger Psychiatrie mit Ärzten als Probanden in dieser Zeit durchgeführt haben. Wesentlicher Dreh- und Angelpunkt der Arbeit ist in diesem Zusammenhang die zeitgenössische Übersetzung des ten-

denziell inkommensurablen Meskalinrausches in das Konzept der Modellpsychose, also die formalisierte Wahrnehmung und wissenschaftliche Auswertung individuellen Rauscherlebens mit dem Vokabular der Psychiatrie. Gawlichs Arbeit zeichnet sich durch ein hohes Maß an Reflexivität, der produktiven Verwendung interdisziplinärer Betrachtungsweisen sowie durch eine originelle Fragestellung aus. Der kultur- und psychiatriehistorische Hintergrund werden ebenso angemessen reflektiert wie die Einbettung des experimentellen Settings in die materiell-architektonischen und sozialen Rahmenbedingungen der Klinik. Insgesamt liefert die Arbeit daher ein überzeugendes Plädoyer für eine stärkere Einbindung kulturhistorischer Perspektiven in die medizinhistorische Analyse von Rausch und Rauschzuständen. Herr Gawlich, herzlichen Glückwunsch zu dieser Arbeit! Ich hoffe, Sie verstehen die lobende Erwähnung als Ermutigung zu weiterer wissenschaftlicher Forschung im Bereich der Medizingeschichte.

Doch nun zu den beiden Preisträgern. Beginnen möchte ich mit der Arbeit von Stefanie Klamm, die den Titel „Bilder des Vergangenen. Strategien archäologischer Visualisierung im 19. Jahrhundert“ trägt und 2012 an der Humboldt Universität als Dissertation angenommen wurde. Der von Horst Bredekamp und Lorraine Daston betreuten Arbeit gelingt auf eindrucksvolle Weise die fruchtbare Kombination unterschiedlicher disziplinärer Herangehensweisen, im vorliegenden Fall von kulturhistorisch inspirierten Methoden der Bildwissenschaft, medienhistorischer Analysen und wissenschaftshistorischen Konzepten. Die Konzentration auf einen klar umgrenzten und prestigeträchtigen Kasus – die Ausgrabungen des antiken Olympia unter der Leitung des Altertumswissenschaftlers und Archäologen Ernst Curtius (1875-1881) – ermöglicht der Autorin, die zentrale Fragestellung der Arbeit durch verschiedene Tiefenbohrungen Schicht für Schicht zu beantworten, die da lautet: Welche Funktionen den Visualisierungs- und Reproduktionstechniken Fotografie, Zeichnung und Gipsabdruck zeitgenössisch bei der Herstellung archäologischer Evidenz zugewiesen wurden und inwiefern der kulturelle und gesellschaftliche Gebrauch dieser Verfahren konstitutiv für die Gestalt des archäologischen Objektes als epistemisches Ding waren.

Die Autorin nähert sich dem komplexen Thema in einem Doppelschritt: Im ersten Teil der Arbeit werden Strategien der Sichtbarmachung analysiert, die sich – vor allem durch den Einsatz von Zeichnungen, Fotografien und Gipsmasken – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als archäologische Hilfsmittel etablieren. Dabei zeigt die Autorin, wie sich die junge Disziplin der Archäologie bei etablierten Nachbarwissenschaften wie der Geologie (hier v. a. die Technik der Stratigrafie), der Architektur (Aufmaß und Ansicht) oder der Malerei (Grabungslandschaft als Panorama) bedient, um den Befund als wissenschaftliche Kategorie der Archäologie zu entwickeln. Da archäologische Ausgrabungen unweigerlich mit der (zumindest

teilweisen) Zerstörung der Fundsituation verbunden sind, kommt Dokumentationstechniken eine zentrale Rolle im Prozess der wissenschaftlichen Analyse zu. In sehr anschaulicher und überzeugender Weise gelingt es der Autorin, die „Erfindung“ der Kategorie des archäologischen Befundes und seiner Abhängigkeit von medialen Darstellungen zu rekonstruieren. In einem zweiten Schritt wird dann analysiert, wie die bei der Ausgrabung in Olympia zutage getretenen Strukturen und Funde in verschiedenen Phasen archäologischer Bearbeitung zu historischen Narrationen transformiert werden. Dieser Prozess der „Renarrativierung“ von in der Grabung hervorgebrachten Funden durch Grabungstagebücher, Grabungspublikationen, Denkmäleratlanten und Bildkompendien wird an zahlreichen Beispielen anschaulich exerziert.

Die Idee der Arbeit, die Entstehung der Archäologie als „Anschauungswissenschaft“ durch eine interdisziplinäre Analyse der vielfältigen medialen wie visualisierungstechnischen Querverbindungen nachzuzeichnen und somit einen wissenschaftshistorischen Beitrag zur Disziplinengese zu leisten, ist der Autorin nach Meinung des Preiskomitees auf sehr überzeugende und überaus anschauliche Weise gelungen. Sowohl thematisch wie methodisch ist die Arbeit innovativ und überzeugt zudem durch eine äußerst klare und präzise Sprache. Frau Klamm, im Namen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik möchte ich Ihnen ganz herzlich zu dieser gelungenen Arbeit gratulieren und Ihnen die Preisurkunde überreichen.

Bei der zweiten preisgekrönten Arbeit handelt es sich um die Dissertation „Das Kosmoskop. Karten und ihre Benutzer in der Pflanzengeographie des 19. Jahrhunderts“ aus der Feder von Nils Gütler, die ebenfalls an der Humboldt Universität unter der Supervision von Rüdiger vom Bruch und Lorraine Daston entstanden ist. Wie bei Klamms Arbeit steht auch bei Nils Gütler die Frage nach neuartigen Visualisierungsstrategien im Zentrum, in diesem Fall jedoch im Bereich der Botanik und konzentriert auf das Medium der Karte, die – so zeichnet der Autor ebenso detailreich wie anschaulich nach – die Sehkonventionen der Botaniker wie auch der vielen Pflanzenliebhaber und Amateure nachhaltig prägen sollte. Wie Gütler überzeugend aufzeigt, dauerte dieser Prozess der Verselbständlichung der Karte als Instrument pflanzengeographischer Beschreibung und Veranschaulichung nicht weniger als hundert Jahre. Den Autor interessiert nämlich nicht nur die Erfindung bzw. Entwicklung pflanzengeographischer Karten zu Beginn des 19. Jahrhunderts (eine der ersten solcher Karten war die „Carte botanique de France“ des Botanikers Augustin Pyramus de Candolle von 1805), sondern fragt innovativ nach den Nutzungsweisen dieser Karten, das heißt ihn interessiert die Frage, wie diese Karten Eingang in die Praxis der Pflanzenbeobachtung und -beschreibung gefunden hat. Mit anderen Worten: wie Karten zum privilegierten Medium eines „collective empiricism“ avancierten.

Indem Gütler Bruno Latours Konzept der „zirkulierenden Referenz“ mit dem aus der Kunstgeschichte entlehnten Konzept des „period eye“ verbindet, gelingt es ihm, die Genese der Pflanzengeographie als schrittweisen Prozess der Entstehung eines neuen Seh- und Denkkollektivs zu analysieren, in dem der Standardisierung der Kartenproduktion sowie deren Verbreitung in populären wie wissenschaftlichen Publikationen – allen voran Schulkarten und Atlanten – besonderes Augenmerk geschenkt wird. Die detailreiche und quellengesättigte Rekonstruktion der Bedeutung des Dresdener Botanikers Oscar Drude und seiner Tätigkeit für den Gothaer Perthes Verlag macht die Arbeit auch aus medien- und verlagshistorischer Perspektive überaus lesenswert. Indem der Autor die vielen „unsichtbaren Hände“ beschreibt, die am komplexen Herstellungsprozess von Drudes Karten beteiligt waren, gibt Gütler auch jenen eine Stimme, die in den Heldennarrativen der großen Erfinder oft – zu oft – unsichtbar oder stumm bleiben. So betont der Autor die bedeutende Rolle von Drudes Frau Lydia, die für fast alle Entwurfszeichnungen neuer Karten verantwortlich zeichnete, in den veröffentlichten Begleittexten und Kartenblättern jedoch nie namentlich erwähnt wurde. Lieber Herr Gütler, im Namen der Gesellschaft möchte ich Ihnen herzlich für diese schöne Arbeit gratulieren und Ihnen die Urkunde des Förderpreises 2013 überreichen.

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, ich hoffe, dass diese holzschnittartigen Charakterisierungen der beiden Arbeiten Ihnen einen – wenn auch nur oberflächlichen – Eindruck der Innovativität, methodischen Komplexität wie konzeptionell-theoretischen Saturiertheit der beiden ausgezeichneten Arbeiten bieten konnte. Beide Arbeiten haben das Preiskomitee wegen ihrer innovativen Herangehensweisen, neuartigen Fragestellungen und quellenreichen Erzählungen überzeugt. Obschon sich beide Arbeiten mit Visualisierungsstrategien im Prozess der Disziplinengenese im 19. Jahrhundert befassen, bieten sie unterschiedliche, sich gegenseitig befruchtende Perspektiven und Analysen, die zu einem besseren Verständnis der komplexen interdisziplinären Aushandlungsprozesse beitragen, die das Entstehen eines neuen wissenschaftlichen Feldes kennzeichnen. Dass beide Arbeiten visuellen Medien – sei es der Photographie, der Karte oder der Zeichnung – einen zentralen Stellenwert in der Disziplinengenese und wissenschaftlichen Selbstvergewisserung zuweisen, kann als Ermunterung gedeutet werden, medienhistorische und medienwissenschaftliche Methoden, Konzepte und Analysestrategien in Zukunft noch stärker in wissenschafts-, technik- und medienhistorische Forschungen einzubeziehen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



REDEN, HÖREN





N, DISKUTIEREN



Lieber Herr Fickers, sehr geehrte Mitglieder des Preiskomitees, sehr geehrte Damen und Herren,

wir freuen uns sehr über diese Auszeichnung und möchten uns sehr herzlich bei der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik für diese Ehrung bedanken. Großer Dank gebührt auch einer erheblichen Zahl von Personen und Institutionen, die uns im Laufe der Jahre beim Schreiben unserer Doktorarbeiten unterstützt haben. Sie hier alle aufzuzählen, geschweige denn ihren Anteil an der Entstehung unserer Arbeiten adäquat zu würdigen, würde bereits den uns gesetzten zeitlichen Rahmen für unseren Vortrag sprengen – und eine zominütige Namensliste würde vermutlich nicht gerade den allgemeinen Wachstumsgrad für den folgenden Empfang erhöhen! Wir werden dies bei der Publikation unserer Arbeiten in den jeweiligen Danksagungen nachholen.

Da wir heute zu zweit auf der Bühne stehen, macht es aber dennoch Sinn, eine wichtige gemeinsame Schnittstelle zu markieren, die für unser beider Arbeiten von hoher Bedeutung gewesen ist: Wir haben die gleiche Alma Mater, die Humboldt-Universität zu Berlin, und hatten zugleich beide die Möglichkeit über mehrere Jahre hinweg in der inspirierenden Atmosphäre des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte mit seinen außergewöhnlichen Ressourcen an unseren Dissertationen arbeiten zu dürfen. An dieser Stelle möchten wir daher allein den Gutachtern unserer Arbeiten, Rüdiger vom Bruch und Lorraine Daston sowie Horst Bredekamp und Lorraine Daston, namentlich für ihre Betreuung, Geduld und nachhaltige Unterstützung danken.

Als wir vor einigen Wochen die schöne Nachricht dieser Auszeichnungen erhielten, haben wir uns relativ bald gefragt, was unsere Arbeiten – abgesehen von der genannten institutionellen Schnittstelle – inhaltlich miteinander verbindet. Auf den erste Blick ist das, abgesehen vom 19. Jahrhundert, nicht viel: Wir haben uns mit zwei unterschiedlichen Disziplinen (der Archäologie und der Botanik) beschäftigt und – was vielleicht noch wichtiger ist – unterschiedlichen medialen Konstellationen (der Fotografie im Verhältnis zu zeichnerischen und plastischen Techniken sowie der Kartographie). Trotzdem ist uns im Gespräch klar geworden, dass es klare inhaltliche Schnittstellen gibt, die wir im Folgenden kurz markieren werden, um anschließend anhand von jeweils einem Bild unsere jeweilige Herangehensweise etwas näher zu erläutern.

Zunächst beschreiben wir in unseren Arbeiten auf unterschiedliche Art und Weise einen Prozess, in dem aus den textlastigen Diskursen der Archäologie und Botanik im Laufe des 19. Jahrhunderts Anschauungswissenschaften wurden. In beiden Wissensmilieus erlangten Visualisierungen eine zunehmend erkenntnistragende und -leitende Funktion. Allerdings gibt es in beiden Arbeiten eine gewisse Skepsis darüber, ob sich der epistemische Mehrwert der Visualisierungen allein aus einem jeweils verwendeten Medium – wie der Fotografie oder den Karten – erklä-

ren lässt. In beiden Fällen war die mediale Innovation nur eine kleinere Episode in einem sehr viel komplexeren Prozess des allmählichen Wechsels vom Text zum Bild und der Herausbildung der je eigenen Bildlichkeit beider Disziplinen. Wir beide haben uns besonders für den Medienpluralismus interessiert, also die Frage, wie sich etwa die Fotografie im Zusammenspiel mit anderen, bereits vor ihr existenten Visualisierungstechniken (etwa Zeichnungen, aber auch dem Gipsabguss) verhielt, oder wie Karten zu anderen Forschungsmethoden (etwa den Feldbeobachtungen oder der Klassifikation) in Beziehung standen. Kurzum: Die Frage nach der medialen Praxis hat in beiden Arbeiten zu einer gewissen Abkehr von den spektakulären Entdeckungsnarrativen geführt und den Raum für eine sehr vielschichtige Wirkungs- und Funktionsgeschichte visueller Medien geöffnet.

Zugleich ähneln sich die Wissensmilieus, in denen die medialen Praktiken entwickelt und ausgehandelt wurden, in ihrer sozialen Zusammensetzung: In beiden Fällen hatten wir es mit Wissenschaftlern und Praktikern zu tun, die nur teilweise in der Akademie verortet waren bzw. aus unterschiedlichen professionellen und disziplinären Kontexten stammten. Einerseits waren auf archäologischen Ausgrabungen auch Kartographen, Architekten und (Wasserbau-)Ingenieure involviert, deren visuelle Traditionen in die Bildlichkeit der Archäologie eingeflossen sind; andererseits handelte es sich vor allem um die historiographisch wenig beachteten Amateurbotaniker, die sogenannten Pflanzenliebhaber, die entscheidend an der Etablierung von Karten als Erkenntnisinstrument beteiligt waren.

/ Nils Güttler: Das Kosmoskop

Und drei dieser Pflanzenliebhaber sehen wir auf diesem Foto (Abb. 1): Die drei Botanikerinnen sind dort, in bequemer Körperhaltung, inmitten eines regelmäßig austarierten Netzes aus Messbändern, zu sehen. Ein Quadrat von 25 mal 25 Fuß wurde zuvor abgesteckt und diagonal zur Grundlinie in Unterabteilungen zu je fünf Fuß zerteilt. Die beiden sich rechts befindlichen Botanikerinnen stehen aufrecht und schreiben konzentriert etwas in ihre Notizbücher. Die links stehende Kollegin beugt sich und hält einen Maßstab auf den Boden. Es wirkt, als nenne sie ihnen gerade die benötigten Angaben für ihre Aufzeichnungen. Bei dieser Gruppe handelte es sich um drei heute unbekannte Botanikstudentinnen oder Exkursionshelferinnen am University College London. Unter Leitung des Professors Francis Oliver waren sie in den Sommersemesterferien des Jahres 1904 mit insgesamt 24 Kommilitoninnen und Kommilitonen zu einer Exkursion an die Nordküste Frankreichs aufgebrochen, um die Salzpflanzenvegetation einer kleinen Flussmündung akribisch zu kartieren. Die kartographische Praxis, die die drei Studentinnen hier erprobten, war zu diesem Zeitpunkt ein Novum. Sie wurde kurz darauf als „Balkenmethode“ in interna-

tionalen Fachzeitschriften diskutiert. Auch methodisch bewegten sich die Studentinnen auf Neuland. Bei der Londoner Exkursion handelte es sich, *expressis verbis*, um eine der ersten „ökologischen Landesvermessungen“ (ecological surveying) der Geschichte.

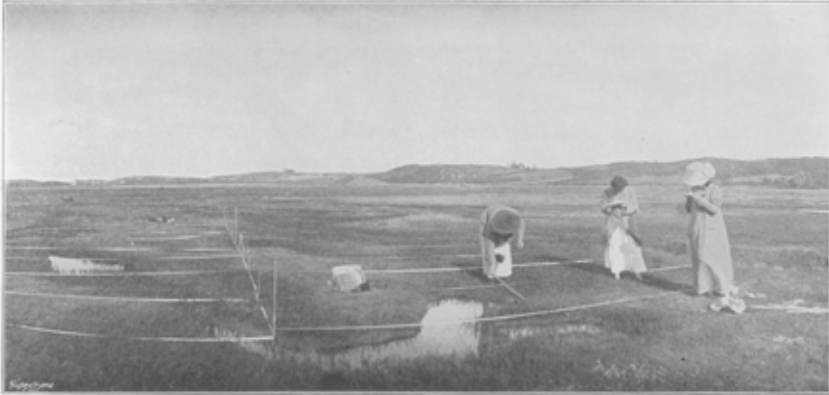


Abb. 1: Anonym: „Photograph of part of the Bouche d’Erquy“, in: Francis W. Oliver/ Arthur G. Tansley.: *Methods of Surveying Vegetation on a Large Scale*, in: *New Phytologist* 3 (1904), S. 228-237, Tafel 11.

Diese Fotografie ist in doppelter Hinsicht signifikant für meine Arbeit zur Geschichte botanischer Verteilungskarten. Zunächst kommt in dem Bild – und speziell in dem Datum seiner Aufnahme aus dem Jahr 1904 – ein spezifisches Verhältnis von Feld und Karten zum Ausdruck. Ab wann beeinflussten Karten tatsächlich die Feldpraktiken von Botanikern? Oder allgemeiner gefragt: Ab wann benutzten Botaniker Karten als ein bevorzugtes Beobachtungsmedium, um sich über die Geographie von Pflanzen klar zu werden? Bislang hat sich die historische Forschung zur Beantwortung dieser Frage meist auf die Entstehungszeit der Pflanzengeographie im frühen 19. Jahrhundert konzentriert. In dieser Zeit veröffentlichten Naturforscher wie Alexander von Humboldt oder Augustin-Pyramus de Candolle die ersten Pflanzenverteilungskarten. Allerdings wurde wenig darüber gesprochen, ob diese ersten Karten tatsächlich den Beobachtungshaushalt, die visuelle Kultur, der Disziplin prägten und ob Karten fortan für Botaniker unverzichtbar waren. Im Laufe meiner Arbeit bin ich zu dem – für mich selbst zunächst erstaunlichen – Ergebnis gekommen, dass es bis in die 1860er/70er Jahre dauerte, bis sich in der Pflanzengeographie ein lebendiger visueller Diskurs etablierte. Zur wirklichen Kartenflut in der Botanik kam

es sogar erst in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die Londoner Botanikstudentinnen sind ein gutes Beispiel dafür, wie dieser kartographische Diskurs um die Jahrhundertwende eine bis dato unerreichte Produktivität entfaltete. Neue Methoden wurden vielerorts ausprobiert, nicht zuletzt die Anwendung extrem hochauflösender Karten in dem sich neu formierenden Forschungsfeld „Ökologie“. Was auf diesem Foto allerdings nicht zu sehen ist, ist eine der treibenden Kräfte hinter dem späten Kartenboom in der Botanik: Es waren nämlich vor allem die großen kartographischen Verlagshäuser, besonders in Mitteleuropa, die die Produktion von botanischen Verteilungskarten so lange förderten, bis schließlich auch immer mehr Feldforscher begannen, mit dieser Visualisierungstechnik zu experimentieren und sie an immer neuen Untersuchungsgegenständen auszuprobieren. Das Beispiel der Pflanzenkartographie zeigt, dass die Innovation wissenschaftlicher Medien – wie Karten – oft ein sehr kleiner Ausschnitt aus einer komplexen und dynamischen Benutzungsgeschichte ist.

Die Frage der Benutzungsgeschichte weist auch auf den zweiten Aspekt hin, der in der Fotografie aus dem Jahre 1904 sichtbar war. Häufig handelte es sich bei den Benutzern botanischer Verteilungskarten um soziale Gruppen, die bislang wenig in der Geschichtsschreibung berücksichtigt wurden: Eine davon waren Frauen, die häufig Teil der pflanzengeographischen Beobachternetzwerke waren, auf denen die Karten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts aufbauten. Etwas allgemeiner, weniger genderspezifisch, betrachtet, handelte es sich um die häufig vernachlässigte Gruppe botanischer Amateure, so genannter Pflanzenliebhaber, die meist in lokalen oder regionalen naturforschenden Gesellschaften aktiv waren. Ein Ziel meiner Arbeit war es zu zeigen, dass die Gruppe der Amateure entscheidend an der Etablierung von Karten als Beobachtungsmedium in der Botanik beteiligt war. Nicht nur trugen sie – wie die Londoner Studentinnen – wichtiges Beobachtungsmaterial zusammen. Viele botanische „Landesdurchforschungen“ (wie sie im zeitgenössischen Jargon meist genannt wurden) waren Amateurunternehmungen, die dann auch vom akademischen Diskurs rezipiert wurden. Erst durch das Zusammenspiel von Akademikern und Amateuren, so die vielleicht wichtigste These meiner Arbeit, wurden Karten in der Botanik zu einem „Kosmoskop“ – einem bevorzugten Instrument zur Beobachtung von Verteilungsphänomenen. Dass der epistemische Mehrwert des Mediums nicht ohne seine spezifische soziale Einsatzfähigkeit und Operationalisierung gedacht werden kann, dieser Aspekt tritt in der Fotografie besonders deutlich hervor.

/ Stefanie Klamm: Bilder des Vergangenen

Das Feld und die Beobachtungen im Feld, von denen gerade die Rede war, sind ebenso konstitutiv für eine andere Disziplin, nämlich die Archäologie. Denn im Feld als Ausgangspunkt der Ausgrabung lassen sich die materiellen Hinterlassenschaften

vergangener Zeiten finden. Der historischen Bedeutung dieser Hinterlassenschaften wollte die Archäologie, wie sie sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte, habhaft werden. Mit dem Grabungsfeld und dem Fundplatz archäologischer Artefakte wurden auch die Medien konstitutiv für die Archäologie. Denn Bilder waren und sind ein wesentliches wissenserzeugendes Moment der Disziplin, die durch den Akt des Ausgrabens zumindest teilweise das eigene Material verändert und zerstört sowie auf diese Weise auch ihre eigenen Gegenstände neu hervorbringt (und dabei auf Visualisierung wie Dokumentation angewiesen ist).

Im 19. Jahrhundert bildete sich also nicht nur die Archäologie als Hochschulfach heraus, sondern mit der Fotografie entstand ein neues visuelles Verfahren, das diese auf dem Visuellen beruhende Disziplin auf neue Weise beeinflussen konnte. Die Fotografie war aber nur eine der visuellen Möglichkeiten in der Archäologie; ein breites Spektrum an Bildformen war vielmehr konstitutiv. Fotografie und zeichnerische Verfahren wurden daher häufig komplementär eingesetzt, um den Ausgräbern ein adäquates Bild der komplexen dreidimensionalen Raumsituation des Grabungsfeldes zu ermöglichen.

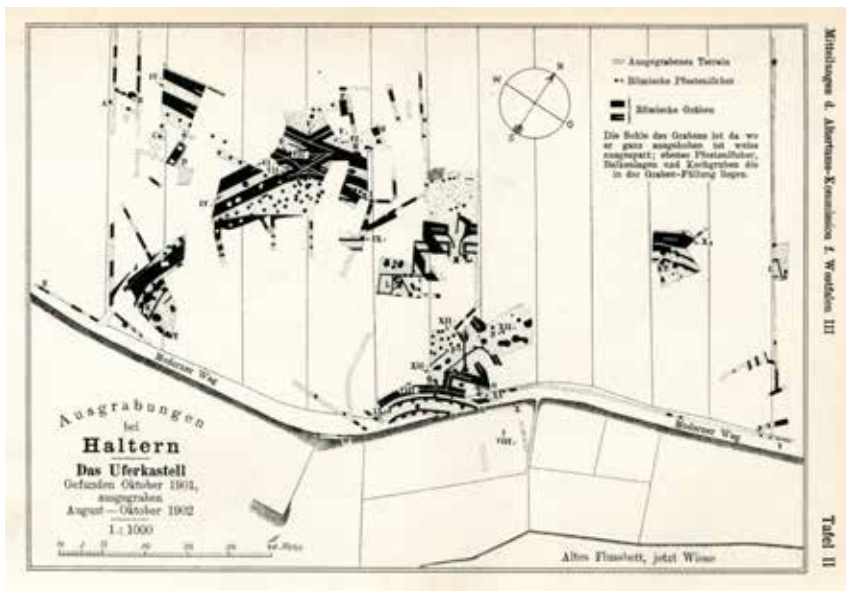


Abb. 2: P. Wilski, Plan vom Ausgrabungsplatz des römischen Uferkastells an der Lippe, in: Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen, Heft 3, Münster (1903), Tafel 2.

Dies galt insbesondere, wenn es sich nicht um steinerne Hinterlassenschaften der Vergangenheit handelte, sondern um Bodenverfärbungen und andere flüchtige Strukturen, wie sie die Archäologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu beschäftigten begannen. Karten und Pläne waren für deren Aufnahme von entscheidender Bedeutung: Kleinräumig konnte der Plan das tatsächlich ausgegrabene Gelände eines Grabungsplatzes wiedergeben (Abb. 2). Zugrunde liegt dem in Abb. 2 Gezeigten ein Messtischblatt, das die festgestellten Bodenveränderungen detailliert verzeichnet. Nur wenige topografische Gegebenheiten sind wie Landmarken in den Plan eingetragen (siehe die Einträge "moderner Weg" oder "altes Flussbett, jetzt Wiese"). Stattdessen ist ein Gewirr verschiedenster Strukturen auf einem mit im wahrsten Sinne des Wortes vielen weißen Flecken versehenen Blatt dargestellt. Nur was tatsächlich ergraben war, wurde vermerkt. Aus diesen Eintragungen auf römische Militärlager zu schließen, wie sie im westfälischen Haltern am ehemaligen Ufer der Lippe um die Wende zum 20. Jahrhundert zutage traten, scheint schwer vorstellbar. Doch war dies die einzige Möglichkeit, deren hinterlassene Spuren festzustellen. Denn das Aussehen der ehemals hölzernen Militäranlagen ließ sich nur über Pfostenspuren verifizieren, welche die verwesenden Holzpfähle hinterlassen hatten, sowie über die Identifizierung von Gruben, Gräben und Erdwällen. Diese wurden in Schwarz oder, bei Überlagerung der Strukturen, in Weiß im Plan ausgeführt.

Für die Ausgräber war in dieser verworrenen Grabungssituation nur in Kombination mit Fotografien Klarheit zu erreichen. Deshalb wurden Standpunkt und Aufnahmerichtung der Kamera mit der römischen Tafelnummer der Fotografie und einem Pfeil in die Pläne eingezeichnet, um fotografische Aufnahme und Plan miteinander in Beziehung setzen zu können. Der Blick auf die halbrunde Uferbefestigung der Anlage von Tafel 11 (Abb. 3) ist somit unter römisch 11 auf dem Plan präfiguriert. Karte und fotografisches Bild waren also sich gegenseitig erläuternde Aspekte der Raumdarstellung: Karten halfen bei der klärenden Strukturierung und Orientierung der fotografischen Aufnahmen des Grabungsraumes, während die Fotografie selbst Anschaulichkeit vermitteln und Arbeitsweisen sichtbar machen sollte. Beide Darstellungen verdeutlichen zugleich den schon oben benannten arbeitsteiligen Charakter der Ausgrabung, im vorliegenden Fall zeichnete beispielsweise ein Architekt für den Plan verantwortlich. Gerade diese kollektive Herangehensweise hat die Bildlichkeit der Archäologie stark beeinflusst. Daher ist die Komplementarität verschiedener Bildverfahren der Archäologie wesentlich. Das Hinzutreten der Fotografie um die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutete also gerade nicht die plötzliche Abkehr von bereits vorhandenen Bildtechniken. Vielmehr erweiterte und rekonfigurierte sich das zur Verfügung stehende Ensemble visueller Medien.

Insbesondere das Verhältnis von Sichtbarmachung und Sichtbarkeit wurde durch die Fotografie neu akzentuiert. Denn die Evidenz der Fotografie war abhän-

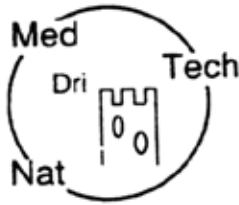
gig von der vorgängigen Sichtbarmachung auf dem Grabungsfeld. Auch dafür legt die in Abb. 3 gezeigte Fotografie aus Haltern Zeugnis ab. Visuelle Aufnahmen des Grabungsfeldes beruhen auf zahlreichen Präparationsschritten und Inszenierungen: Freigelegte Bereiche wurden planiert, Bodenverfärbungen mit Stangen oder Pflöcken markiert oder durch Ritzlinien angezeichnet, um deren Sichtbarkeit sicherzustellen. Diese Hilfsmittel der Bildklärung waren häufig entscheidend für die Fotografie, denn diese musste oft durch visuelle oder narrative Strategien näher bestimmt werden, da sie Gefahr lief, die archäologisch relevante Information schwer- oder ununterscheidbar werden zu lassen. Ihre Überfülle barg gleichzeitig die Gefahr der Indifferenz und Orientierungslosigkeit. Zu den Eingriffen vor dem Bild kamen auch die Eingriffe im Bild: Beschriften und Einzeichnungen auf dem fotografischen Abzug machten ihn verständlich und markierten die als relevant bestimmten Überreste und Fundstellen. Der epistemische Wert eines Mediums wie der Fotografie ist daher nicht ohne die Geschichte seiner Benutzung und ihrer Spuren auf dem Medium selbst zu denken.



Abb. 3: Blick auf die halbrunde Uferbefestigung des römischen Kastells am Lippeufer von Osten, mit nachgezeichneten und markierten Bodenverfärbungen, in: Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen, Heft 3, Münster (1903), Tafel 11.

Die Fotografie friert einen bestimmten Grabungszustand ebenso ein, um ihn dokumentarisch zu bewahren, da er mit fortschreitender Grabungstätigkeit verändert werden wird. Die in Abb. 3 anwesenden Ausgräber bezeugen so die einmal vorhandenen gewesene archäologische Situation und zeigen gleichzeitig die Praktiken ihrer Beobachtung und Dokumentation (siehe den Archäologen mit Notizblock). Sie und ihre Gerätschaften lassen den Grabungsraum als wissenschaftlich vermessenen und dadurch erschlossenen Raum kenntlich werden. Die Fotografie weist damit ebenso auf die Schwierigkeit hin, den lang andauernden und mühseligen Prozess der Grabung mit all seinen Zwischenstadien und Veränderungen in Raum und Zeit konkret vor Augen zu führen. Es ist genau dieser lang andauernde und ressourcenintensive Prozess der Herausbildung der visuellen Kultur einer Disziplin, von dem unsere Beispiele zeugen. Vielfältige Akteure, eine Unmenge an Zeit und zahlreiche Ressourcen waren erforderlich, um eine bildliche Praxis in Botanik und Archäologie zu etablieren. Diese entstand in einem komplexen Beziehungsgeflecht epistemischer und sozialer Interessenlagen. Unsere Arbeiten plädieren daher dafür, über Verwendungskontexte verschiedener Medien und die Geschichte ihrer Benutzung zu sprechen, will man die visuellen Praktiken einer Disziplin verstehen.

TREFFEN DES DRIBURGER KREISES



/Nicole Müller

„Narrative des Scheiterns. Zur kulturellen Konstruktion eines Phänomens menschlichen Handelns“

Menschliches Handeln und das darin zum Ausdruck kommende Streben und Wollen sind maßgeblich ausgerichtet auf das Gelingen von Handlungsintentionen, auf das – wie auch immer definierte – Gedeihen von Tätigkeiten, Verrichtungen, Aktivitäten, Bestrebungen.

Orientiert sich jedoch menschliches Handeln grundlegend an einem wie auch immer gearteten Gelingen, dann stellt sich nicht zuletzt für die wissenschaftliche Analyse menschlichen Handelns unweigerlich die Frage: Inwiefern und auf welche Art und Weise wird die stets vorhandene Möglichkeit des Nicht-Gelings von Handlungsintentionen in menschliches Handeln einerseits sowie in kulturelle Ordnungen andererseits integriert? Das vorliegende, kultursoziologisch ausgerichtete Dissertationsprojekt hat die Erforschung eben jener Frage zum Ziel: Es beschäftigt sich mit Phänomenen des ›Scheiterns‹.

Das Projekt geht dabei von der grundlegenden Annahme aus, dass die Frage nach den Implikationen, Definitionen, Bewertungen, Kompensationen etc. des Nicht-Gelings von Handlungsintentionen nicht unabhängig von kulturellen, historischen und sozialstrukturellen Faktoren beantwortbar ist, weshalb diese eine konstitutive Rolle in der theoretischen sowie methodischen Ausrichtung der Untersuchung spielen. In einem ersten Hauptteil widmet sich die Arbeit dennoch der wichtigen Frage, wie Scheitern theoretisch konzipiert und gefasst werden kann: Wie denkt die Soziologie das Scheitern (Teil I.)? Wo taucht es – implizit oder explizit – auf und mit welchen theoretischen Ansätzen lässt sich das Phänomen beschreiben und erklären? Besonders Ansätze der Handlungstheorie, der aktuellen Strömungen der Praxistheorie, Theorien der Anerkennung sowie Emotionssoziologie sollen hierbei schwerpunktmäßig auf ihre Anwendbarkeit und ihr phänomenbezogenes Erkenntnispotential hin geprüft werden.

Der zweite Hauptteil des Projekts hat zum Ziel, den kurzen Abriss einer kulturgeschichtlichen Genealogie des Scheiterns bis in die Gegenwart (Teil II.) hinein nachzuzeichnen. Der Fokus wird primär auf Ratgeberliteratur seit Beginn des 19.

Jahrhunderts bis heute liegen, um die sich wandelnden kulturellen Narrative zu untersuchen, durch die Kulturen die Konzepte ›Erfolg‹ und ›Scheitern‹ sprachlich konstruieren und codieren, mit Bedeutungen und Wertungen anreichern. [...]

Der dritte Hauptteil der Arbeit schließlich, der zugleich das konzeptionelle Herzstück der Arbeit bildet, ist rein gegenwartsbezogen und empirisch ausgerichtet und nähert sich dem Phänomen mit Hilfe qualitativer, rekonstruktiver Sozialforschung. Durch narrative biographische Interviews (Teil III.) mit Fluchtpunkt auf Definitionen, Prozessen, Erfahrungen und Ereignissen des Scheiterns im weitesten Sinne werden unterschiedliche Typologien von Narrativen anhand biographischer Erzählungen aufgefähert. Das besondere Interesse liegt dabei auf subjektiv definierten Erfahrungen des Scheiterns im Zusammenhang mit Professionalisierungsprozessen bzw. bildungs- und berufsbiographischen Aspekten. Als deduktive Kategorien dienen hier unter anderem ›Geschlecht‹ und ›soziale Herkunft‹ als Variablen, an denen sich subjektive Konzeptionen des Scheiterns hypothetisch brechen können. Auch hier wird die Frage nach der Handlungsmacht eine besondere Rolle spielen: Mit Methoden der Agency- sowie der Positioning-Analyse sollen anhand der Interviewtranskripte Spielarten subjektiv empfundener Handlungsmacht im Bezug auf Misserfolgsprozesse kategorisiert und in den Kontext sowohl der theoretischen Konzepte aus Kapitel I. als auch der in Kapitel II. herausgearbeiteten dominanten kulturellen Narrative des Scheiterns eingeordnet und zu diesen in Beziehung gesetzt werden.

/ Cécile Stephanie Stehrenberger

„Zur Geschichte der sozialwissenschaftlichen Katastrophenforschung und ihrem Scheitern 1949-1979“

Wie reagieren Menschen auf Katastrophen? Diese Frage beschäftigte während des Kalten Krieges drei US-amerikanische, armeefinanzierte sozialwissenschaftliche Forschungsgruppen. Sie führten unzählige Feldstudien nach Naturkatastrophen durch und simulierten „organizational stress“ in Laborexperimenten. In meinem Beitrag werde ich ihre Tätigkeit im Kontext eines bestimmten Gefahrensinns untersuchen und aufzeigen, wie sie auf verschiedenen Ebenen von Momenten des Scheiterns begleitet war bzw. ihr ein Potential zum Scheitern aufgrund epistemologischer und methodischer Eigenheiten inhärent war.

Die militärischen Sponsoren der Katastrophenforscher/-innen hofften, die aus der Untersuchung ziviler Katastrophen gewonnenen Erkenntnisse würden Aussagen über das potentielle Verhalten von Menschen während eines nuklearen Angriffs ermöglichen. Schnell wurde allerdings klar, dass eine solche Übertragung nur sehr beschränkt funktionierte. Die Auswirkungen einer Flut auf Individuum und Gesellschaft ließen sich kaum mit denen einer Atombombe vergleichen, deren Zerstörungspotential als ungleich größer sowie kaum Überleben, geschweige denn

Gesellschaft, zulassend eingeschätzt wurde und letztlich nur beschränkt kalkulierbar war. Die Tätigkeit der disaster research groups des National Opinion Research Center, des National Research Council und des Disaster Research Center der Ohio State University konstituierte sich damit in dieser Hinsicht um ein programmatisches Scheitern herum und produzierte ‚unbrauchbares‘ Wissen.

Die Forscher/-innen selbst waren der Ansicht, dass die von ihnen gewonnenen Erkenntnisse durchaus einen Nutzwert hatten, zumal sie sich für die Planung und Regulierung menschlichen Verhaltens in Naturkatastrophen einsetzen ließen. Sie scheiterten jedoch darin, die staatlichen Katastrophenschutzbeauftragten hiervon zu überzeugen, da deren Politik noch in den 1960er Jahren ganz von einem „nuclear war paradigm“ bestimmt war und sie nur an der Planung der atomaren Katastrophe interessiert waren. Die Forschergruppen produzierten somit ungenutztes Wissen. Wie ich ausführen werde, war die Tätigkeit der Katastrophensoziolog/-innen auch deswegen von ‚Momenten‘ eines Scheiterns begleitet, weil ihre Methoden ‚prekär‘ waren. Menschen ließen sich während der Feldstudien nicht interviewen oder machten falsche Angaben, Aufnahmegeräte waren defekt, Forscher/-innen, die sich während Studentenunruhen als teilnehmende Beobachter/-innen unter die Menge mischten, liefen Gefahr, erkannt oder zusammen mit den Demonstrant/-innen verhaftet zu werden. Schließlich lösten die Labor- ‚Menschenexperimente‘ auch ernsthafte ethische Bedenken aus, konnte doch nicht völlig ausgeschlossen werden, dass die Teilnehmer/-innen emotionale Schäden davontragen würden. Ich werde aufzeigen, dass das Wissen, das die Forscher/-innen generierten, trotz oder gerade wegen ihres Scheiterns über die Jahrzehnte in zahlreiche Forschungs- und Handlungsfelder floss, in denen es bis heute zirkuliert und wirkmächtig ist.

/ Fabian Fries

„Innovationen durch apokalyptische Bewegungen. Periphere Wissensgebiete zwischen gescheiterter und geglückter Institutionalisierung“

Der Historiker Johannes Fried (Aufstieg aus dem Untergang. Apokalyptisches Denken und die Entstehung der modernen Naturwissenschaften im Mittelalter, 2001) hat die These aufgestellt, dass apokalyptische Bewegungen innovative Wissensgenerierung motivieren und somit ein wesentliches Element des „Denkstils“ bilden, der aus universalhistorischer Perspektive den „Aufstieg des Westens“ erklärt.

Die populärste (pseudo)apokalyptische Bewegung der vergangenen Jahre knüpft sich an das „Ende des Maya-Kalenders“, das auf den 21.12.2012 terminiert wurde. Im Bezug auf dieses Datum formierte sich in dessen Vorfeld eine neue Bewegung, die heterogene Akteure durch die Fixierung auf endzeitliche Bedeutungsdramatisierung in einen gemeinsamen Wissenshorizont einbindet. Das Spektrum reicht von amerikanischen Siedler-Milizen über die französische Ufo-Szene bis zu deutschen Esoterikern.

Der Beitrag möchte nun vorführen, wie in diesem Amalgam eine Chance entsteht, die Aufmerksamkeit einer allgemeinen Öffentlichkeit auf periphere Wissensgebiete zu lenken, indem etwa die Theorien der „morphogenetischen Felder“ (Rupert Sheldrake), der „instrumentellen Transkommunikation“ (Ernst Senkowski) oder der bio-physischen Bedeutung elektromagnetischer Felder (Dieter Broers) in ihrem innovativen Potential ausgelotet werden. Da sie vom wissenschaftlichen Mainstream im Wesentlichen nicht anerkannt sind, ist das Hauptaugenmerk dieser Forschungsfelder auf ihre künftige Institutionalisierung gerichtet. Vor diesem Hintergrund soll eine Prognose über die Chancen eines Eingangs dieser Gebiete in den wissenschaftlichen Kanon gewagt – oder negativ formuliert: das etwaige Scheitern dieser Projekte erörtert werden.

An diesem Beispiel soll weiter gezeigt werden, dass die Theorie der funktionalen Differenzierung, die in der Wissenschaftssoziologie das Augenmerk auf die horizontale Ausbildung von Disziplinen und Subdisziplinen lenkt, in dem Einfluss sozialer Bewegungen auf Wissensgenerierung ihre Grenzen findet. Stattdessen soll im Anschluss an Edward Shils ein Zentrum-Peripherie-Modell vorgeschlagen werden, das geeignet ist, die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Pseudo- bzw. Parawissenschaft graduell auszudifferenzieren und Innovation durch einen Tausch zwischen zentralen und peripheren Wissenskulturen zu erklären. Denn gerade „gescheiterte“ Wissensgebiete vermögen in diesem Kontext als ein Pool von Ideen, Forschungsgegenständen und Methoden zu fungieren, aus dem sich das Zentrum immer dann bedient, wenn die eigenen Theorien und Hypothesen nicht weiterführen, in klarem Widerspruch zu empirischen Daten stehen oder aber politisch diskreditiert worden sind. Das vordergründige Scheitern hat vor diesem Hintergrund einen lediglich vorläufigen Charakter, der auf Umwegen in eine Erfolgsgeschichte umgeschrieben werden kann.

/ Diana Daniel

“Der Capillarblut-Transfusor. Eine Geschichte der Störung der Bluttransfusion im 19. Jahrhundert“

1. Idee: Wozu sollte die Geschichte eines Bluttransfusionsapparates erzählt werden, der nie funktionstüchtig war? Welchen Mehrwert könnte seine Geschichte des mehrfachen Scheiterns bieten? Befragt man die Sekundärliteratur zu diesem Thema ist die Antwort klar: keinen. Es gibt schlichtweg eine solche Erzählung nicht. Stattdessen orientiert sich die stets punktuell beleuchtete Narration an Wissenszuwachs oder aufsehenerregenden Ereignissen und ergibt so eine stringente, störungsfreie Systematik teleologischer Ausrichtung. Der Capillarblut-Transfusor von Franz Gesellius kann in dieser Denkart nur als Störung der Geschichte, als diese

Systematik verunreinigend gelten. Genau diese störende Geschichte des gestörten Apparates wird in der Magisterarbeit in Form einer Mikrostudie in den Blick genommen. Konkret heißt das: Das Scheitern dieses Apparates und der damit verbundenen Idee, kapillares Blut zu übertragen, wird anhand von überlieferten Quellen auf den Umgang mit Wissen/Nichtwissen/Störung hin analysiert. Dabei wird Bild- und Textwissen zweier Publikationen einander gegenübergestellt und mit dem Diskurs über den relevanten Zeitraum von 1868–1876 verknüpft. An diese Analyse schließen sich Fragen an wie: Welche Rolle spielt das Blut als flüssiges und zirkulierendes Material? Welchen Einfluss hat die Praxis der Bluttransfusion auf die Gestaltung des Apparates? Wie wird die Störung/wie werden die Störungen konkret an diesem Beispiel produktiv (gemacht)? Inwiefern hat der gestörte Apparat Einfluss auf die Wissensgenese in dem Diskurs der Bluttransfusion?

2. Quellen: Als Reaktion auf das häufige Scheitern der Operation der Bluttransfusion entwickelt der Arzt Franz Gesellius 1868 den Capillarblut-Transfusor. Auf die kreative Idee, Kapillarblut zu übertragen "war bis dahin noch kein Forscher verfallen" (GESELLIUS, FRANZ: Capillar-Blut – undefibrinirtes – zur Transfusion. Ein neuer Apparat zur Transfusion, sowohl zur einfachen, als auch zur depletorischen. St. Petersburg 1868, S. 4). Seines Erfolges ist sich Gesellius dann auch so sicher, dass er noch bevor er die homologe Transfusion mit seinem Apparat testen konnte, die Innovation publiziert. Diese Schrift ist zugleich Werbung und Bedienungsanleitung und verkündet nicht weniger als die Revolution: Die "Transfusion, die bis dahin ihrer Umständlichkeit und Gefährlichkeit wegen gefürchtet" wurde, wird durch den Apparat "gefährlos" gemacht (Gesellius 1868: 11). Fünf Jahre später muss Gesellius in einer weiteren Publikation eingestehen, dass "theoretisch der Capillarblut-Transfusor tadellos ist, leider ist dem in praxi nicht so" (GESELLIUS, FRANZ: Die Transfusion des Blutes. Eine historische, kritische und physiologische Studie, St. Petersburg 1873, S. 20). Der Grund ist der zu langsame Blutfluss aus den kleinen Hautwunden, wodurch das Blut viel zu schnell gerinnt. Dieses Versagen des Apparates und die entsprechende Missachtung seitens des Fachpublikums, spornen Gesellius zu einer weiteren, noch originelleren Idee an: der Übertragung von Lammblood auf den Menschen. Für zwei Jahre wird diese Innovation rege in den Fachzeitschriften besprochen, kritisiert und nachgeahmt. Ein aktiver Austausch belebt den Diskurs der Bluttransfusion – zumindest bis auch die Anhänger der Lammbloodtransfusion das Scheitern dieser Vorgehensweise eingestehen.

3. Theorie: Eine produktive Funktion der Störung liegt gerade in der Beeinträchtigung des bestehenden Systems. Der gescheiterte, funktionsuntüchtige Apparat provoziert eine Modifikation des Diskurses der Bluttransfusion, die sowohl Sackgassen als auch neue Wege eröffnet. Insofern bestätigt sich Michel Serres Satz: "Das Nicht-Funktionieren bleibt für das Funktionieren wesentlich" (SERRES, MICHEL: Der Parasit, Frankfurt/Main 1987, S. 120). In Der Parasit beschreibt Serres die Störung frei

von negativer Wertung als unvermeidlich und zugleich produktiv. Denn "Die Abweichung gehört zur Sache selbst, und vielleicht bringt sie diese erst hervor. Vielleicht ist der Wurzelgrund der Dinge gerade das, was der klassische Rationalismus in die Hölle verbannte" (Serres 1987: 28). Den Capillarblut-Transfusor als eine solch produktive Abweichung nun in den Blick zu nehmen, verspricht auch für den aktuellen Diskurs manch Vorteil. Denn eine solche Analyse arbeitet dem idealen Anspruch entgegen, den eine störungsbereinigte Geschichte an den aktuellen medizinischen Alltag stellt. Eine solche störungsbereinigte Erzählung vermittelt für die Bluttransfusion vor Entdeckung der Blutgruppensysteme den Eindruck eines Stillstandes im Nichtwissen. Der Blick auf die Quellen eröffnet hingegen ein ganz anderes Bild, nämlich das des steten Forschens und steten Scheiterns – ohne das letztlich die Entdeckung der Blutgruppen nicht möglich gewesen wäre. Diesen beschwerlichen Weg aus dem Blick zu verlieren und nur die Geschichte des Fortschritts zu schreiben, bewirkt eine Idealisierung der Fähigkeiten. Im Falle der Bluttransfusion ist dieses das aktuelle Denksystem prägende Verständnis einer reinen Fortschritts-geschichte vielleicht eine der Ursachen für den "Blut-Skandal" der 1990er Jahre.

/ Timo Engels

„Dichtemessung über Steighöhen: Ein gescheitertes Messprinzip“

In diesem Vortrag werde ich einen Teil meines Dissertationsprojektes in Hinblick auf Dimensionen des Scheiterns und des Erfolges hin vorstellen.

Die Messung von Dichten beginnt mit der Legende von Archimedes, der beim Einsteigen in eine überlaufende Badewanne auf die Idee kommt, das Gewicht eines Körpers mit seinem verdrängten Volumen zu vergleichen. Damit konnte er zeigen, dass ein goldener Weihkranz vom Goldschmied eben nicht aus reinem Gold gefertigt war, sondern mit Silber gestreckt wurde. Sein Ausruf „Eureka - Ich hab's!“ steht heute noch für einen Geistesblitz in den Wissenschaften. Die Anfänge der Dichtemessung liegen demzufolge in der Antike. Gleiches gilt für die Dichtemessung von Flüssigkeiten, die mich im Besonderen interessiert. Die - auch heute noch vorherrschenden - Messprinzipien wurden in der Spätantike entwickelt. Allen voran die Senkspindel, aber auch die hydrostatische Waage, die den Gewichtsverlust eines Körpers in der zu untersuchenden Flüssigkeit „abwiegt“ und das Pyknometer, das im Grunde nur ein Fläschchen genau bestimmten Volumens ist.

Vom frühen 18. Jahrhundert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts findet sich allerdings in wissenschaftlichen Periodika und Büchern ein neues Messprinzip. Dieses vergleicht die Steighöhen zweier Flüssigkeiten in Röhrchen, in denen der gleiche Druckunterschied herrscht. Das Prinzip beruht auf dem heute als Pascalsches Gesetz bekannten Zusammenhang zwischen der Steighöhe einer Flüssigkeit und seiner Dichte. Im Gegensatz zu den vorgenannten Gerätetypen wurde das neue

Messprinzip nach jeder Veröffentlichung eines entsprechenden Gerätes von der Scientific Community wieder verworfen, nur um ein paar Jahre später wieder vorgeschlagen zu werden. Obwohl der Vergleich zweier Flüssigkeiten sehr eingängig ist, konnten sich entsprechende Geräte in keinem wissenschaftlichen Feld etablieren; dabei kamen die Vorschläge zu dessen Nutzung nicht nur von „Outlaws“, sondern durchaus von hochangesehenen Mitgliedern der Scientific Community. In meinem Vortrag werde ich diesen Gerätetyp genauer vorstellen und sein Scheitern bzw. seinen Erfolg in einem außerwissenschaftlichen Bereich näher beleuchten.

VERSCHIEDENES

Für die Überwindung des deutschen Sonderwegs der Nachwuchs-Universität

Positionspapier zur Stärkung des Mittelbaus für gute und erfolgreiche Lehre und Forschung in der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte der gesellschaftsübergreifenden Arbeitsgruppe „Mittelbau der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte“ der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik (DGGMNT), der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (GWG), der Gesellschaft für Technikgeschichte (GTG), des Fachverbandes Wissenschaftsgeschichte und des Fachverbandes Medizingeschichte.

Problemaufriss

/ Für immer „Nachwuchs“: Situation des wissenschaftlichen Mittelbaus in Deutschland

Das deutsche Modell der akademischen Laufbahn sorgt dafür, dass etwa ein Sechstel der Studierenden die Möglichkeit erhält zu promovieren, aber nur den allerwenigsten eine unbefristete Stellung an den Universitäten in Aussicht steht. Das ist ein Fazit der 2013 veröffentlichten empirischen Bestandsaufnahme des *Bundesberichts zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses*.^[1] Besonders Frauen sind von dieser Aussiebung betroffen: Während diese noch 44% der Promovierten stellen, sind sie unter den Habilitierten nur noch mit 25% und in der Professorenschaft mit 19% vertreten. Die „Strukturdefizite der Karrierewege in Hochschule und Forschung“ (Keller) sind bereits mehrfach überzeugend dargestellt worden.^[2]

Ein Vergleich der amerikanischen, britischen, französischen und deutschen universitären Laufbahnsysteme zeigt, dass die drei erstgenannten über Personalstrukturen mit einem relativ großen Anteil an Senior- und Junior-Staff verfügen. Im Unterschied zur deutschen Universität, so Reinhard Kreckel vom Institut für Hochschulforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, gibt es dort den *auf Dauer* tätigen *Lecturer*, *Maitre de Conférences* oder *Assistant Professor* als selbständigen Hochschullehrer mit eigenen Lehr- und Forschungsaufgaben. Bei der deutschen Professorenuniversität handelt es sich demnach um einen Sonderfall: Den Professoren steht der so genannte Nachwuchs gegenüber – „ein Heer von unselbständigen, zu ca. drei Vierteln befristeten Mitarbeitern“, die den Hauptteil der Forschung und Lehre tragen. Was also in Deutschland fehle, sei die unbefristete Festanstellung auch im Mittelbau, eine „respektable Zwischenebene für selbstständigen Hochschullehrer mit Tenure- bzw. mit Tenure Track-Option“. ^[3]

Ohne die ausländischen Wissenschaftssysteme zu idealisieren, bieten sie doch für Forschende und Lehrende eine klare Zukunftsperspektive an der Universität. Die aber fehlt in Deutschland, wo die Befristung in zunehmendem Maße den Regelfall darstellt. An deutschen Universitäten, so heißt es im Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013, ist der Anteil dauerhaft beschäftigter, selbstständig Lehrender und Forschender ungewöhnlich klein.[4] Eine Ebene hauptamtlich und selbstständig Lehrender und Forschender unterhalb der Professur fehle fast völlig. Die *Deutsche Gesellschaft Juniorprofessur* beziffert den Anteil der befristet beschäftigten wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen auf inzwischen 90%.[5] Auch in der Befristung sind Frauen mit 91% stärker betroffen als Männer (88%). Frauen müssen sich zudem häufiger (52%) als ihre männlichen Kollegen (36%) mit einer Teilzeitstelle zufrieden geben.[6]

Als Hauptprobleme dieser Entwicklung identifiziert der Bundesbericht: 1. einen Anstieg der befristeten Anstellungsverhältnisse, 2. die Zunahme an Teilzeitbeschäftigung und 3. einen Zuwachs an Drittmittelfinanzierung.

/ Eine sich verschärfende Situation: aussichtslos habilitiert

Wenn die akademische Karriere, wie es in Deutschland der Normalfall ist, auf die Berufung auf eine Professur enggeführt wird, dann sind Qualifizierung und Beschäftigung kaum auseinander zu halten. Der Status des Postdoc wird entsprechend als Qualifikationsphase verstanden, in der die Voraussetzung für eine Berufung auf eine Professur erworben werden. Der von den Promovierenden bis zu den Junior- und Vertretungsprofessuren reichende Mittelbau wird unter den Begriff des „Nachwuchses“ subsumiert, der letztlich alle wissenschaftlichen Positionen unterhalb der unbefristeten Professur umfasst.

Dem „Nachwuchs“ werden zwar akademische Pflichten aufgebürdet, nicht aber eine akademische Zukunft zugebilligt. An einer deutschen Universität, so Andreas Keller, Leiter des *Vorstandsbereichs Hochschule und Forschung* der GEW, könnten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über den Status des „wissenschaftlichen Nachwuchses“ nur hinauskommen, indem sie berufen werden oder die Universität verlassen. Da in den nächsten Jahren in allen Wissenschaftsbereichen keine Emeritierungswelle zu erwarten ist und der Anteil an Professorinnen und Professoren an den Universitäten im Jahr 2010 bereits auf 9% gesunken ist, droht sich die Situation für diejenigen, die nicht der Zufall der Berufung ereilt, dramatisch zu verschärfen.

Während im Wettbewerb der Universitäten um den Status der Exzellenz mittlerweile beträchtliche Mittel für Promovierende aufgebracht werden, spitzt sich die Situation für die ökonomisch nicht mehr ganz so interessanten Postdocs und Habilitierten zu. Der hohen Promotionsquote steht eine extrem niedrige Anzahl an un-

befristeten Stellen entgegen. Auf die inzwischen ebenfalls zunehmend befristeten W2- oder W3-Professuren gelangt nur ein Drittel der Postdocs. 40- bis 50jährige, die zumeist auf eine langjährige Berufserfahrung zurückblicken können, intensiv gelehrt und bedeutsame wissenschaftliche Beiträge geliefert haben, unterliegen im letztlich zufälligen und netzwerkgestützten Kampf um die wenigen Professuren. Sie bleiben berufungsfähiger und sich qualifizierender „Nachwuchs“ bis ins hohe Alter. Daran hat auch die Einführung von Juniorprofessuren und wiederum befristeten Nachwuchsgruppenleiterstellen nichts geändert. Da die Habilitation in allen Wissenschaftsbereichen durchschnittlich mit 40,8 Jahren erfolgt, droht zwei Drittel der Habilitierten im Alter von 40 bis weit über 50 Jahren der Weg ins Ausland, eine späte berufliche Umorientierung oder ein Leben zwischen Drittmitteln, ALG und Hartz.

/ Kleine Fächer: an die Wand gedrückt

Vor dem Hintergrund des Strukturwandels an den Hochschulen seit den 1990er Jahren und des Bologna-Prozesses sind die kleinen Universitätsfächer aufgrund ihrer engen strukturellen und personellen Ressourcen von besonderen Belastungen betroffen.[7] Die oben genannten Probleme treten deshalb in Fächern wie Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte in zugespitzter Weise auf.

In der Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte hat sich die Situation durch den Abbau an Professuren zusätzlich erheblich verschärft, wie dem Bericht des *German National Committees* entnommen werden kann.[8] Seit 2007 sind von 16 Professuren für Wissenschaftsgeschichte 3 weggefallen; 6 Universitäten haben das Lehrangebot für Wissenschaftsgeschichte zusammengestrichen bzw. ganz eingestellt. In der Medizingeschichte sind zwei Professuren geschaffen worden, insgesamt sind aber von den 24 Professuren 6 Stellen in Professuren für Medizinethik umgewandelt worden. Die Technikgeschichte konnte ihre 11 Professuren halten, war aber zum Teil gezwungen, ihre Selbstständigkeit und Qualitätsstandards zugunsten der Fusion mit anderen Disziplinen aufzugeben – eine in den Kleinen Fächern zu beobachtende Entwicklung, die aus der Verknappung der Mittel und strukturellen Zwängen in Zuge des Bologna-Prozesses resultiert. Der *Deutsche Hochschulverband* kommt zum Ergebnis, dass seit 1996 17 Lehrstühle in diesen Fächern dem Rotstift zum Opfer gefallen sind![9]

Die stagnierende bzw. rückläufige Situation bei den Professuren wirkt mehrfach auf die Situation im Mittelbau zurück. Als allgemeine Tendenz zeichnet sich ab, dass Mittelbaustellen nicht nur grundsätzlich zeitlich befristet, sondern auch immer kürzer befristet werden. Die meisten C1-Stellen sind mittlerweile in Juniorprofessuren oder TVL13-Stellen umgewandelt, viele von ihnen aber sind gestrichen worden. Mit den wenigen Juniorprofessuren wurde eine weitere Gruppe von Wissenschaft-

ler_innen geschaffen, die ihre Karriere unter den Bedingungen der Prekarisierung bestreitet. Es besteht die Gefahr, dass zukünftig weitere W₂- und W₃-Professuren in Juniorprofessuren verwandelt werden. Der Bericht des *German National Committees* resümiert: „Den berechtigten Forderungen aus dem Mittelbau, wieder mehr unbefristete Stellen zu schaffen, stehen Tendenzen in den Hochschulen selbst entgegen, die Ökonomisierung und Flexibilisierung noch weiter zu treiben.“

/ „Kein Studium mehr ohne Wissenschaftsgeschichte“

Kleine Fächer erfüllen eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Der Ausbau von Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte nach dem Nationalsozialismus antwortete auf die Erfahrungen der jüngsten deutschen Geschichte. Bis vor wenigen Jahren bestand noch Konsens darüber, dass kritische Geschichte unentbehrlich für gesellschaftliche Bewusstseinsbildung und Demokratiefähigkeit ist. Das Fach Wissenschaftsgeschichte dient der Selbstreflexion der Wissenschaft und ihrer einzelnen Disziplinen und entspricht damit dem kulturellen Auftrag der Universität. Wer studiert, muss auch einen fundierten Einblick in die Entstehung und Entwicklung seiner eigenen Fachdisziplin erhalten.

„Kein Studium mehr ohne Wissenschaftsgeschichte und Ethik“, fordert deshalb der *Deutsche Hochschulverband* (DHV). „An deutschen Universitäten herrscht in einem Kernfach, das das wissenschaftliche Selbstverständnis spiegelt, der Kehraus“, betont DHV-Präsident Prof. Dr. Bernhard Kempen. Das gehe zu Lasten der Studierenden, die durch ein universitäres Studium „nicht bloß zu funktionierenden Arbeitnehmern, sondern zu verantwortungsvollen Individuen herangebildet werden sollen“.[10] Gerade in den globalisierten Informations- und Wissenschaftsgesellschaften und in einer Zeit, in der Gesellschaft und Umwelt wie niemals zuvor wissenschaftlich-technisch geprägt sind, ist es fahrlässig, wenn auf eine Reflexion der Bedingungen wissenschaftlichen und technischen Fortschritts verzichtet wird. Wir wenden uns deshalb auch entschieden gegen die derzeit zu beobachtende Tendenz der Hochschulpolitik, Wissenschafts-, Medizingeschichte und Ethik gegeneinander auszuspielen. Beim gegenwärtigen Stand und ohne einschneidende Reformen muss Promovierenden von einer Laufbahn im Bereich der Wissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte in Deutschland dringend abgeraten werden. Eine akademische Karriere wird in diesem Bereich für verantwortungsbewusste Akademiker und Akademikerinnen unmöglich. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die sich um eine solide ökonomische Grundlage für ihr Leben sorgen und etwa die verrückte Idee haben, Kinder in die Welt zu setzen oder einen lokalen Freundeskreis aufzubauen. Für alleinstehende Hasardeure, anspruchslose Asketen oder Weltenbummler kann der Weg zur Professur weiterhin das Leben bereichern.

Forderungen

/ Wir sind kein „Nachwuchs“, wir sind die Basis!

Das bestehende Wissenschaftssystem ist nicht nur ineffizient und innovationsfeindlich, es schafft unwürdige und menschenfeindliche Arbeitsbedingungen. Dass dabei eine Systemänderung trotz Finanznot vollzogen werden kann, zeigt – bei allen Problemen in der Durchführung – aktuell das Beispiel Österreich, wo wieder Dauerstellen im Mittelbau geschaffen und Tenure-Track-Verfahren eingeführt wurden. Woran es aber in der Bundesrepublik Deutschland bisher fehlt, ist der politische Wille.

Die Arbeitsgruppe „Mittelbau der Medizin-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte“ fordert deshalb:[11]

1. Angleichung der Ausgaben für Bildung und Forschung an die in den europäischen Nachbarländern üblichen anteiligen Ausgaben.
2. Gleichberechtigte Mitbestimmung (volle Mitgliedschaft von Promovierenden und Habilitierenden) in den Universitätsgremien.
3. Rückkehr zu Hochschulstrukturen, die primär auf dem Prinzip der Festanstellung statt auf Drittmittelfinanzierten, befristeten Stellen basieren (Verbesserung der Grundausstattung).
4. Gleiche Chancen für Männer, Frauen und andere Geschlechter.
5. Familiengerechte Arbeitsbedingungen.
6. Erhöhung des Anteils der unbefristeten, vollen Professuren im Verhältnis zur Studierendenzahl.
7. Schaffung zusätzlicher unbefristeter Mittelbaustellen neben der Professur (Beispiel Ausland: Assistant Professor, Maître de Conférence).
8. Mindeststandards für befristete Anstellungsverhältnisse (z.B. muss bei Qualifikationsstellen die Laufzeit der Dauer der Qualifizierung entsprechen).
9. Tenure-Track-System statt Juniorprofessur und Habilitation.
10. Automatische Entfristung nach mehrjährigen befristeten Anstellungszeiten – Novellierung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) im ursprünglichen Geiste des Gesetzes.
11. Kein Ausbau der Stellen für Lehrkräfte für besondere Aufgaben (Lecturer).
12. Bei Qualifikationsstellen muss mindestens drei Viertel der Arbeitszeit für die eigenständige Qualifizierung garantiert sein.
13. Vorrang von regulären (tarifvertraglich entlohnten und sozialversicherten) Stellen vor Stipendien.
14. Anpassung der Sätze für Stipendien an steigende Lebenshaltungskosten (inkl. Sozial- und Krankenversicherung).

15. Einheitliche Anerkennung von Stipendienzeiten bei der Festlegung der Entgeltstufe für Beschäftigte nach TV-L.
16. Abschaffung der unbezahlten Lehre (sozialversicherte und angemessene Vergütung).
17. Abschaffung der Lehrverpflichtung für Privatdozent_innen.

/ Anmerkungen

[1] Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland, Bielefeld 2013.

[2] A. Keller: Stellungnahme der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Hauptvorstand zur Anhörung zum Thema „Prekäre Beschäftigungsverhältnisse an hessischen Hochschulen“ im Ausschuss für Wissenschaft und Kunst des Hessischen Landtages am 11. Oktober 2012 in Wiesbaden, Frankfurt am Main, 8. Oktober 2012.

[3] R. Kreckel: Stellungnahme zum Öffentlichen Fachgespräch zum Thema „Perspektiven für den wissenschaftlichen Nachwuchs“ am 28. März 2012, Deutscher Bundestag, Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung, A-Drs. 17(18)267 b, 26.03.2012.

[4] Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013.

[5] Deutsche Gesellschaft Juniorprofessur e.V. „Stellungnahme zum Bundesbericht für den wissenschaftlichen Nachwuchs II“ → www.juniorprofessur.org/pressemitteilungen.

[6] Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013.

[7] Vgl. Katrin Berwanger, Beatrix Hoffmann und Judith Stein: Abschlussbericht des Projekts Kartierung der sog. Kleinen Fächer mit den Statements der Internationalen Tagung Kleine Fächer in Deutschland, Europa und in den USA vom 2. Dezember 2011.

[8] German National Committee of the Division of History of Science of the International Union of History and Philosophy of Science (DHST/IUHPS), Bettina Wahrig, Julia Saatz (Hg.): Geschichte der Naturwissenschaft, der Technik und der Medizin in Deutschland/History of Science, Technology and Medicine in Germany, 2009-2012, Braunschweig 2013.

[9] Deutscher Hochschulverband (Pressemitteilung Nr. 5/2009): Kein Studium mehr ohne Wissenschaftsgeschichte und Ethik, Bonn, 16. März 2009.

[10] Deutscher Hochschulverband (Pressemitteilung Nr. 5/2009).

[11] Die nachfolgend aufgelisteten Forderungen stehen weitgehend in Übereinstimmung mit Forderungen unterschiedlicher bildungspolitischer Empfehlungen, die im Anschluss aufgelistet sind. Dort finden sich z.T. auch weitere Erläuterungen dazu.

Bildungspolitische Empfehlungen, die in die Forderungen des vorliegenden Positionspapiers eingeflossen sind:

/ Herrschinger Kodex. Gute Arbeit in der Wissenschaft. Ein Leitfaden für Hochschulen und Forschungseinrichtungen, hg. v. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Frankfurt, November 2012 → www.gew.de/Herrschinger_Kodex.html.

/ Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems, hg. v. Deutscher Wissenschaftsrat, Drs. 3228-13, Braunschweig 12.7.2013 (Direkter pdf-Download: → www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3228-13.pdf).

/ Stellungnahme der Bundesregierung, in: Unterrichtung durch die Bundesregierung: Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013, hg. v. Deutscher Bundestag, 17. Wahlperiode, Drucksache 17/13670, 30.5.2013 Seite 2-8 (Direkter pdf-Download: → dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/136/1713670.pdf).

/ Templiner Manifest. Traumjob Wissenschaft. Für eine Reform von Personalstruktur und Berufswegen in Hochschule und Forschung, hg. v. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Frankfurt 2010 → www.gew.de/Templiner_Manifest.html.

Jahrestreffen des Rheinischen Kreises der Medizinhistoriker 2013 (Tagungsbericht)

Das Jahrestreffen des Rheinischen Kreises der Medizinhistoriker fand 2013 im Medizinhistorischen Institut Bonn statt. Der Sprecher des Kreises, AXEL KARENBERG (Köln) und der Gastgeber HEINZ SCHOTT (Bonn) begrüßten die Gäste mit dem Hinweis auf die Besonderheit der Bonner Einrichtung als eines der wenigen verbliebenen rein medizinhistorischen Institute in der Bundesrepublik Deutschland. Als Veranstaltungsorte für die nächsten Treffen sind 2014 Schloss Burg, 2015 Düsseldorf und 2016 – anlässlich des 50. Jubiläums der Neugründung des Rheinischen Kreises nach dem Zweiten Weltkrieg an diesem Ort – das Röntgenmuseum in Remscheid-Lennep vorgesehen.

Den ersten Vortrag steuerte WALTER BRUCHHAUSEN (Bonn/Aachen) bei. Unter dem Titel „Globale Gesundheit vom Rhein – die ABC-Region als Ursprung medizinischer Auslandshilfe vor 1970“ gab er Einblicke in die Anfänge der bundesdeutschen Entwicklungshilfe nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Gegensatz zu den einstigen Kolonialmächten konnte die noch junge Bundesrepublik an keine kolonialen

Traditionen anknüpfen und musste neue Ansätze hinsichtlich Art und Ort ihres Engagements verfolgen. Dabei kristallisierte sich Nordrhein-Westfalen mit der ABC-Städtereion – Aachen (A), die ehemalige Bundeshauptstadt Bonn (B) und der Regierungsbezirk Köln (C) – nach 1950 als „Verdichtungszone“ heraus. Hier lassen sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verschiedene religiöse Missionsbewegungen zurückverfolgen, doch erst die Gründungen von „Misereor“ durch Kardinal Frings und des evangelischen Pendants „Brot für die Welt“ Ende der 1950er Jahre gaben den Anstoß zum systematischen Aufbau der Missionsarbeit und Entwicklungshilfe. Dabei standen sich Ziele und Interessen kirchlichen und weltlichen Engagements zunächst diametral entgegen: Mission und Caritas einerseits und ökonomisch ausgerichtete Entwicklungskonzepte andererseits, wobei der Stellenwert medizinischer sowie gesundheitlicher Ziele unterschiedlich gewichtet wurde. Mit der Gründung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit 1961 wurden staatliche Zuständigkeiten für die Entwicklungszusammenarbeit gebündelt, die Bundesregierung zum größten Entwicklungsgeber und der vermeintliche Gegensatz von „Gesundheit“ und Infrastruktur aufgehoben.

CAROLA RENSCH (Bonn) knüpfte thematisch an ihren Vorredner an: „Wo keine Schnecken, dort keine Bilharziose? Medizinische Entwicklungszusammenarbeit und Wissenschaft in den 1960er und 1970er Jahren“. Am Beispiel des Instituts für Parasitologie an der Medizinischen Fakultät Bonn und dessen Leiter, Prof. Gerhard Piekowski (1910-1992), führte die Referentin in die Entwicklungszusammenarbeit mit Ägypten ein. An warmen Binnengewässern werden die Erreger der Bilharziose oder Schistosomiasis über Schnecken auf den Menschen übertragen. Von der Leber streut der Wurmbefall über die Blutgefäße auf andere Organe, wobei auch das Zentralnervensystem betroffen werden kann. Vielversprechende Erfolge erzielte man im ägyptischen Fayyum-Becken mit technischer Ausstattung und Schneckenbekämpfungsmitteln aus Deutschland: Die Rate der Neuerkrankungen konnte auf 9% gesenkt werden. Doch im Spannungsfeld der politischen Gesamtlage zwischen den arabischen Ländern, Ost- und Westdeutschland sowie Israel brach die Kooperation mit Ägypten 1965 vorerst ab. Dabei zeigte sich, dass der alleinigen Vektorenausrottung ohne infrastrukturelle Änderung wenig Erfolg beschieden ist.

ANNE OOMMEN-HALBACH (Bonn) erläuterte „Die Beziehungen der medizinischen Institute in Leipzig und Bonn in den Jahren 1945-1950“ anhand des Briefwechsels der beiden Institutsleiter. Im Jahr 1943 übernahm der Medizinhistoriker Johannes Steudel das Bonner Institut, nachdem er von seinem Lehrer und Leipziger Institutsleiter Walter von Brunn empfohlen worden war. Die Zerstörung des Bonner Instituts in der Schlussphase des Krieges führte dazu, dass sich Steudel beim Einmarsch der amerikanischen Truppen in Leipzig aufhielt. Von dort wurden er und rund 5.000 weitere Wissenschaftler nach Weilburg an der Lahn evakuiert und so dem Zugriff der Roten Armee entzogen. Bereits im Wintersemester 1945/46 konnte

Steudel seine Arbeit in Bonn wieder aufnehmen und erste Vorlesungen halten, von wo aus er bis zum Tode von Brunns den Kontakt zum Leipziger Institut hielt. So sind seine Herausgeberschaft der Zeitschrift „Sudhoffs Archiv“ sowie innenarchitektonische Ähnlichkeiten des neugebauten Bonner Instituts mit dem Leipziger Institut zu erklären.

Im Anschluss referierte MATHIAS SCHMIDT (Aachen) über „Vagierende Lepröse im europäischen Frühmittelalter – eine Spurensuche“. Studien zum Aussatz im Hochmittelalter können auf die verhältnismäßig solide Quellenbasis der Leprosorien zurückgreifen. Für das frühe Mittelalter hingegen ist der Historiker auf die spärlichen Aussagen in hagiographischen Schriften, Gesetzen und Chroniken verwiesen, wo Lepröse offenbar in der Gesellschaft der Gesunden lebten und versorgt wurden. War sich der angelsächsische Missionar Bonifatius (673-754) in dieser Frage noch unsicher, so dass er zwei Päpste anschrrieb, um zu erfahren, wie mit den Kranken in den missionierten Gebieten zu verfahren sei, wurde die Aussonderungsvorschrift mit der Zeit offensichtlich rigider gehandhabt. Während die Leprösen zunächst in ihr soziales Umfeld integriert und Bezugspunkt barmherziger Werke waren, wurden mit dem Aufstieg und Wohlstand der Städte im Hochmittelalter vermehrt Leprosorien gestiftet und die Wohltätigkeit an den Ausgesetzten strukturell organisiert. Damit einhergehend bestand anscheinend erst ab dem 12. Jahrhundert für die Aussätzigen das in den Büchern Mose vorgeschriebene strikte Aussonderungsgebot (Lev. 13, 45f./Num. 5, 2f.). Wer „aussätzig“ war und sich nicht durch finanzielle Aufwendungen oder Inventarien in eines der inzwischen zahlreichen Leprosorien einkaufen konnte, dem blieb nichts anderes übrig, als vagabundierend seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

Darauf folgte TEUNIS WILLEM VAN HEININGEN (Losser/NL) mit seinem Vortrag über „Ausländer im Dienst der Westindischen Kompanie – das Beispiel des Schweizer Schiffarztes Antonius Schlapprizi“. Als Chirurg der Amsterdamer Admiralität sammelte Schlapprizi erste Erfahrungen mit dem im Volksmund als Schokoladenkrankheit bezeichneten Gelbfieber (*febris cutis*). Er stellte fest, dass die Krankheit bei früher Erkennung durchaus heilbar ist. Besonders die Kriegsschiffe, auf denen durch die zusätzliche Unterbringung von Soldaten extrem enge Verhältnisse herrschten, waren häufig von Gelbfieberepidemien betroffen, die sich auch in den niederländischen Kolonien ausbreiteten (1790-1805). Der Diskurs in der medizinischen Fachwelt jener Zeit erstreckte sich über die zu treffenden präventiven und therapeutischen Maßnahmen bis hin zu Ansätzen zur Erklärung der Übertragungswege dieser Krankheit und mündete in den vielleicht ersten Paradigmenstreit in der Medizin zwischen der traditionellen Miasmen- und der Kontagienlehre. Erst als Robert Koch 1860 der Nachweis des Zusammenhangs zwischen Bakterium und Krankheit gelang, wurde die Theorie der krankheitsauslösenden verunreinigenden Dämpfe endgültig verworfen.

Nach der Mittagspause führten BEATRICE und THOMAS BIEBER (Bonn) durch die Moulagensammlung der Universitätsklinik für Dermatologie. Die

1910 von Professor Erich Hoffmann (1868-1959) begründete Sammlung enthielt Mitte der 1930er Jahre bereits über 1.000 Stücke, die den Zweiten Weltkrieg vergleichsweise unbeschadet überstanden. Die Sammlung, deren Schwerpunkt auf der Darstellung von Haut- und Geschlechtskrankheiten liegt, wird nach umfangreichen Umbauarbeiten im neuen Hörsaalgebäude in speziellen Räumlichkeiten aufbewahrt, bedingt für die Lehre eingesetzt und ist auf Anfrage auch einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich.

Anschließend stellte FERDINAND PETER MOOG (Köln) „Gladiatoren im medizinischen Schrifttum der Antike“ vor. Obwohl sich erfolgreiche Gladiatoren durchaus großer Popularität bei ihrem römischen Publikum erfreuen konnten, war das Gros aufgrund der Herkunft als Sklaven, Kriegsgefangene oder zum Tode verurteilte Kriminelle schlecht beleumundet. Dennoch werden sie Gegenstand medizinischer Literatur bei Plinius dem Älteren, Aulus Cornelius Celsus, Scribonius Largus und Galen von Pergamon im Kontext medizinischer Rezepte oder Heilmethoden. Bei allen Autoren ist dies jedoch weniger dem Interesse an den Gladiatoren selbst geschuldet als vielmehr der eigenen Reputation. Die Art der Verletzungen, wie sie sonst nur noch bei Soldaten und unter die Räuber geratenen Reisenden vorzufinden waren (Schlachtfeldanatomie), erforderten besondere ärztliche Fertigkeiten. Führt Plinius der Ältere etwa die Gladiatoren als Gewähr für seine medizinischen Kenntnisse an, die er beim Militär gesammelt hatte, so versuchte Galen mit Hinweis auf die erfolgreiche Behandlung verwundeter Gladiatoren von seinen besonderen ärztlichen Qualitäten zu überzeugen. Für Galen sowie für Scribonius Largus legen die Quellen als weiteres Motiv nahe, dass sie sich die Gunst ihrer Kaiser sichern wollten, denn sowohl beim widersprüchlichen Tiberius Claudius als auch beim exzentrischen Commodus waren Gladiatorenspiele sehr beliebt.

FRANK LEIMKUGEL (Düsseldorf) beleuchtete in seinem Vortrag die „Apothekerkunst und Kunst der Apotheker: Jüdische Apotheker als Kulturschaffende und Mäzene“. Am Beispiel von Oscar Troplowitz (1863-1918) und Georg Urdang (1882-1960) zeigte Leimkugel auf, wie jüdische Apotheker als Mäzene, Kulturschaffende und sozial innovative Unternehmer zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland wirkten. So übernahm Troplowitz, der Pharmazie studiert hatte und in Philosophie promovierte, 1890 die Firma Beiersdorf, in der die bekannten Produkte „Leukoplast“, „Nivea“ und „Labello“ zunächst entwickelt worden waren und noch heute vertrieben werden. Als aufgeklärter Unternehmer reduzierte er die Wochenarbeitszeit auf 48 Stunden und ließ seine Mitarbeiter an sozialen Neuerungen wie kostenfreien Betriebskantinen und -kindergärten sowie Mutterschutz und Pensionskasse teilhaben. Als Mäzen unterstützte er die Stadt Hamburg bei der Errichtung des Stadtparks und die konfessionellen Krankenhäuser der Stadt. Schließlich war er der erste Deutsche, der ein Bild von Picasso erwarb („Die Absinthtrinkerin“). Georg Urdang andererseits gilt als der Begründer der Pharmaziegeschichte. 1919 tauschte er die Arbeit in seiner Apotheke gegen die Tätigkeit als Journalist und Redakteur der „Pharmazeutischen Zeitung“, in der er verschiedene Beiträge zur Geschichte des Apotheker-

berufs und dessen belletristischer Rezeption schrieb. Im Jahr 1926 gründete er in Innsbruck die Gesellschaft für Pharmazie und veröffentlichte 1935 den „Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie“. In Berlin initiierte er die Aufführung der Haydn-Oper „Lo Speciale“ (Der Apotheker) mit einem Ensemble jüdischer Apotheker und Apothekerinnen. Im Gegensatz zu den meisten seiner Musiker und Sänger gelang ihm 1936 die Emigration in die USA, wo er alle Examina erneut in Englisch ablegte und 1942 die Leitung des für ihn gegründeten American Institute of Pharmacy in Madison übernahm.

HUBERTUS HUG (Düsseldorf) schloss an das Thema seines Vorredners an und stellte die Ergebnisse seiner Dissertation „Ophthalmologie und Olivenbäume: Der Augenarzt Abraham und die Malerin Anna Ticho – Pioniere israelischer Medizin und Kunst“ vor. Abraham Ticho (1883-1960) studierte Augenheilkunde in Prag und Wien, bevor er vor dem Hintergrund der politischen Entwicklung in Europa und Kontakten mit Theodor Herzl 1912 nach Palästina auswanderte, das zu der Zeit noch Teil des Osmanischen Reiches war. Dort heiratete er seine Cousine Anna, übernahm die Leitung des 1908 gegründeten Lema'an-Zion-Spitals („um Zions Willen“) und eröffnete eine private Augenklinik. Seine Bedeutung und Beliebtheit erlangte Ticho durch die Behandlung des in dieser Region endemisch auftretenden Trachoms – einer bakteriellen Augenerkrankung, die zum Erblinden führen kann – mit Silbernitrat und Borwasserspülungen bei der einheimischen Bevölkerung gleich welcher Religionszugehörigkeit. Während des Ersten Weltkriegs wurde seine Arbeit von den Mittelmächten als unabkömmlich für diese Region eingestuft, so dass er nicht zum Wehrdienst in der deutschen Armee eingezogen wurde. Mit der Besetzung Palästinas durch die britische Armee musste er jedoch das Hospital aufgeben. 1919 kehrten Ticho und seine Frau zurück in das nun englische Mandatsgebiet und eröffneten die Privatpraxis erneut. Inzwischen hatte sich Anna Ticho mit ihren Landschaftszeichnungen und Aquarellen von Jerusalem einen Namen als Künstlerin erworben und das Wohnhaus der Familie als Treffpunkt für Diplomaten und Politiker ebenso wie für Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle geöffnet. Heute ist es eine Unterabteilung des Israel Museum, das auch Abraham Tichos Menorah-Sammlung beherbergt.

Den letzten Vortrag des Treffens hielt FRANK SPARING (Düsseldorf) über „Gewalt in der Anstalt. Zu Strukturen und Momenten von Gewalt in den Rheinischen Landeskliniken Bonn nach 1945“. Den in den 1950er und 60er Jahren zu 30% überbelegten Anstalten mangelte es an Personal, so dass der Betreuungsschlüssel im Jahr 1966 bei einer Pflegekraft auf 14 Patienten lag. Die Überbelegung und das psychiatrische Konzept der bloßen Verwahrung von Patienten begünstigten ein Milieu struktureller Gewalt sowohl von Insassen untereinander als auch der Gewalt des Personals gegenüber den Insassen. Im untersuchten Zeitraum zwischen 1962 und 1971 wurden 19 Fälle bekannt, die zu zehn Strafverfahren und zwei Beschwerden

fürten. Doch nur wenn eine Öffentlichkeit hergestellt werden konnte, wurden vorhandene Disziplinarstraftordnungen der Klinikträger angewendet und gegebenenfalls verschärft, zum Beispiel durch den Prozessbericht im Fall des Dr. Imre Müller, der im psychiatrischen Krankenhaus Süchteln bis zur Querschnittslähmung misshandelt wurde (Der Spiegel 1968) oder durch die Berichte von Medizinstudenten, die in den Kliniken als Hilfspfleger angestellt waren. Dabei war man bestrebt, Aufmerksamkeit zu vermeiden, wodurch der Tathergang häufig nicht mit abschließender Sicherheit festgestellt werden konnte und Strafen, wie fristlose Entlassung, in vereinzelt Fällen auch Strafanzeige, lediglich bei „unangemessener Gewaltanwendung“ und schwerer Misshandlung verhängt wurden. Insgesamt bleibt festzustellen, dass für Gewalt als Kontrollinstrument und Erziehungsmethode noch in 1960er und 70er Jahren eine allgemeine Akzeptanz bestand, die unter den Bedingungen von Personalmangel, Überbelegung und mangelnden therapeutischen Konzepten zur totalen Unterordnung der Menschen unter das System (totale Institution) und zur groben Missachtung von Menschenrechten führte.

Mathias Schmidt und Michael Rosentreter (Aachen)

NACHRUFE

Zum Gedenken an Christoph J. Scriba

Am 26. Juli 2013 ist Christoph Johannes Scriba in Hamburg nach schwerer Krankheit gestorben. Er wurde am 6. Oktober 1929 in Darmstadt geboren. Sein Vater Hans Scriba war der vorletzte in einer Reihe von Pfarrern, deren ältester wenige Jahre nach Luthers Wirken in Wittenberg studiert hatte. Diese protestantische Tradition hat auch Christoph Scriba geprägt: Zu seinen Charaktereigenschaften gehörten Selbstdisziplin, Pflichtbewusstsein, Hilfsbereitschaft und Bescheidenheit, eine Distanz gegenüber allzu diesseitigem exzessivem Vergnügen, aber auch ein Interesse an aktiver Haus- und Kirchenmusik und eine teils biblisch, teils außerbiblisch geprägte Lesekultur. Als ältestes von zehn Geschwistern lernte Christoph Scriba schon früh, Verantwortung zu übernehmen. Sein Vater war 1934 aus politischen Gründen in den Odenwald strafversetzt worden. Aus Sicherheitsgründen wurde gegenüber den Kindern nicht über politische Angelegenheiten gesprochen. Dies hat vielleicht dazu beigetragen, dass auch Christoph Scriba wichtige Dinge möglichst für sich behielt und mit sich allein ausmachte. Weil er zu jung für den Volkssturm war, blieben ihm die schlimmsten Kriegserlebnisse erspart. Aber kurz nach dem Umzug aus dem Odenwald nach Gießen musste er die Bombardierung und die fast völlige Zerstörung der Innenstadt am 6. Dezember 1944 ansehen. Dieses Ereignis war ein Schlüsselereignis für den 15jährigen. Nach dem Zusammenbruch wurde Gießen einer der größten Standorte des US-Militärs. Die „Amerikahäuser“ in Gießen und anderswo mit ihren vielfältigen Kulturangeboten ermöglichten eine Neuorientierung.

Christoph Scriba erhielt von seinem Vater die Erlaubnis, aus der Pfarrtradition auszusteigen und die von ihm gewünschten Fächer Mathematik und Physik in Gießen und Marburg zu studieren. Im Jahre 1957 promovierte er in Gießen mit einer Arbeit über „James Gregorys frühe Schriften zur Infinitesimalrechnung“. Als sein Doktorvater Egon Ullrich kurz vor Ende des Promotionsverfahrens starb, sprang der Mathematikhistoriker Joseph Ehrenfried Hofmann ein. Er verfolgte Scribas Werdegang mit Interesse und förderte ihn in der Folge nach Kräften.

Mit einem Fulbright-Stipendium ging Scriba 1957 nach Nordamerika. Begleitet wurde er von seiner Ehefrau Inge, die er schon seit seiner Jugend kannte und die er kurz vor der Abreise nach Amerika geheiratet hatte. Bis 1962 lehrte Scriba Mathematik und ihre Geschichte an Universitäten in den USA (University of Kentucky, Lexington; University of Massachusetts, Amherst und Northampton, MA) und in Kanada (University of Toronto). In Toronto wurde ihr Sohn Friedemann geboren. An die Zeit in Nordamerika schloss sich ein von der DFG finanzierter zweijähriger Forschungsaufenthalt in Oxford an, um den mathematischen Nachlass von John Wallis zu untersuchen.

Im Jahre 1964 kehrte Christoph Scriba mit seiner Familie nach Deutschland zurück. Im Sommersemester dieses Jahres erhielt er am Institut für Geschichte der Naturwissenschaften der Universität Hamburg einen Lehrauftrag für Geschichte der Mathematik. Dieses Institut war 1960 gegründet worden und nach Frankfurt das zweitälteste Universitätsinstitut für Geschichte der Naturwissenschaften in der Bundesrepublik Deutschland. 1964 wurde Scriba zum Assistenten ernannt und war in der Folgezeit für die mathemathikhistorischen Lehrveranstaltungen in Hamburg verantwortlich. Der Leiter des Instituts, Bernhard Sticker, schrieb 1970 im Bericht über das erste Jahrzehnt des Instituts: „Für die umgehende Zusage, die mir Scriba in aller Bescheidenheit gab, indem er mich warnte, allzu großes Vertrauen in seine Fähigkeiten als ‚brillanter Dozent‘ zu setzen, bin ich ihm heute noch dankbar. Ich glaube, daß ich für die Studierenden der Wissenschaftsgeschichte keinen vorbildlicheren Erzieher zu kritischer Arbeit gewinnen konnte.“ Im Jahre 1966 habilitierte sich Scriba in Hamburg mit der Arbeit „Studien zur Mathematik des John Wallis (1616-1703)“. 1968 wurde er zum Universitätsdozenten ernannt.

Am 1. März 1969 wurde Scriba auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Geschichte der exakten Wissenschaften und der Technik an der Technischen Universität Berlin berufen. Es gelang ihm in den sechs Jahren seiner dortigen Tätigkeit, den Lehrstuhl weit über Berlin hinaus bekannt zu machen. Nach der Emeritierung Stickers ging Scriba Anfang 1975 als dessen Nachfolger nach Hamburg zurück und war dort zwanzig Jahre tätig. Als er 1995 emeritiert wurde, war das Hamburger Institut mit vier Professuren und einem Assistenten eines der größten Institute seiner Art in Deutschland.

Christoph Scriba hat sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit vielen Aspekten der Geschichte der Naturwissenschaften beschäftigt. Im Zentrum seiner Publikationen stand die Geschichte der Mathematik und hier vor allem das 17. bis 19. Jahrhundert. Schwerpunkte waren die Leistungen von John Wallis, Gottfried Wilhelm Leibniz und Isaac Newton, das mathematische Schaffen von C. F. Gauß und die Geschichte der Zahlentheorie. In vielen Veröffentlichungen hat er methodologische Fragen der Historiographie der Mathematik behandelt. Besonders am Herzen lagen ihm auch die Beziehungen zwischen Mathematik und Technik bzw. Mathematik und Musik. Nach seinem Eintritt in den Ruhestand hat er sich wieder verstärkt mit Leben und Werk von John Wallis beschäftigt. Er konnte ein Projekt realisieren, das er schon während seines Forschungsaufenthalts in England in den 1960er Jahren geplant hatte: die Herausgabe der Korrespondenz von John Wallis. Da Wallis sich nicht nur mit der Mathematik, sondern auch mit vielen anderen Themen beschäftigt hat, ist die Zahl der erhaltenen Briefe viel höher als zunächst veranschlagt. Gemeinsam mit Philip Beeley sind bisher drei umfangreiche Bände des Briefwechsels bei der Oxford University Press erschienen, und es ist zu hoffen, dass Philip Beeley das Projekt zum Abschluss bringen kann. Im Jahre 2001 veröffentlichte Christoph Scriba,

gemeinsam mit Peter Schreiber, im Springer-Verlag eine umfassende Darstellung der Geschichte der Mathematik unter dem Titel „5000 Jahre Geometrie. Geschichte, Kulturen, Menschen“. In diesem Buch wird nicht nur die innermathematische Entwicklung behandelt, sondern auch die Kulturgeschichte der Geometrie. Inzwischen sind drei deutsche Auflagen erschienen, und eine englische Übersetzung ist im Druck. Gemeinsam mit Joseph W. Dauben hat Christoph Scriba auch eine Geschichte der Historiographie der Mathematik herausgebracht, die 2002 im Birkhäuser-Verlag erschien („Writing the History of Mathematics: Its Historical Development“). An diesem Buch waren Mathematikhistoriker aus der ganzen Welt beteiligt, aber Scriba hat wesentliche Teile des Werks selbst verfasst und die Herstellung des Bandes praktisch ohne fremde Hilfe besorgt.

Christoph Scriba hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Geschichte der Naturwissenschaften an den Universitäten in der Bundesrepublik als wissenschaftliche Disziplin Fuß gefasst hat. In der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik“ war er sehr engagiert tätig. Auf den Tagungen der Gesellschaft hat er zahlreiche Vorträge gehalten. Von 1973 bis 1976 war er stellvertretender Vorsitzender und von 1976 bis 1979 ihr Vorsitzender. In dieser Zeit und auch später noch hat er sich stets für die Belange des Fachs und auch für die Nachwuchsförderung eingesetzt. Er war von 1972 bis 1979 bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft Fachgutachter für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Von 1977 bis 1985 war er Präsident des Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland in der „Internationalen Union für Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften“ (IUHPS). Er hat viele Jahre lang an der „International Commission on the History of Mathematics“ (ICHM) mitgewirkt. Von 1977 bis 1985 war er ihr Chairman, und auch danach hat er im Vorstand immer wieder Stellung zu aktuellen Fragen bezogen. Als Vorsitzender des Organisationskomitees war er maßgeblich an der Planung und Durchführung des 18. Internationalen Kongresses für Geschichte der Naturwissenschaften beteiligt, der 1989 in Hamburg und München stattfand.

Seit 1954 gab es im Mathematischen Forschungsinstitut Oberwolfach (Schwarzwald) regelmäßig Tagungen zur Geschichte der Mathematik, die von J. E. Hofmann geleitet wurden. Scriba wurde von Hofmann schon früh in die Planung einbezogen, und seit den späten 1960er Jahren hat er gemeinsam mit Hofmann diese Tagungen geleitet. Nach Hofmanns Tod 1973 führte Christoph Scriba die Tagungen weiter, und er erweiterte das Spektrum der Teilnehmer und der Themen. Dadurch wurden die Tagungen in Oberwolfach zu einer weltweit einmaligen Einrichtung, die Mathematikhistoriker aus allen Ländern anzog und auch jungen Teilnehmern die Möglichkeit bot, ihre Forschungsergebnisse zu präsentieren.

Die Wertschätzung, die Scriba überall entgegen gebracht wurde, zeigt sich auch an den Ehrungen, die ihm zu Teil wurden. 1967 wurde er korrespondierendes und

1971 effektives Mitglied der „Académie Internationale d'Histoire des Sciences“ in Paris; von 1981 bis 1985 war er einer ihrer Vizepräsidenten. 1972 wurde Scriba in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Viele Jahre hinweg hat er sich mit großem Engagement für die Leopoldina eingesetzt. Er war von 1982 bis 1992 Obmann der Sektion für Wissenschafts- und Medizingeschichte und Senator, und von 1990 bis 1998 hat er die „Acta historica Leopoldina“ herausgegeben. 1976 wurde er Mitglied der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften in Hamburg, und 1978 übernahm er den Vorsitz der Joachim Jungius-Kommission. Im Jahr 1991 wurde er auswärtiges Mitglied der „Koninklijke Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten“ in Brüssel. Seit 1995 war er Ordentliches Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und Ehrenmitglied der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg. Eine ganz besondere Auszeichnung wurde ihm im Jahre 1993 durch die Verleihung der Kenneth-O.-May-Medaille zuteil, mit der außerordentliche Verdienste um die Geschichte der Mathematik gewürdigt werden.

Christoph Scriba sah seine Rolle in der Wissenschaft als Diener in der Forschung, Lehre und Wissenschaftsorganisation; er gebrauchte bisweilen die Formulierung, er habe sein Leben der Wissenschaft gewidmet. Seine fachliche Kompetenz ging einher mit einem liebenswürdigen und bescheidenen Auftreten. Er liebte es nicht, im Vordergrund zu stehen oder durch spektakuläre Thesen Aufsehen zu erregen. Auch wenn er ein Mann der ruhigen Worte war, bezog er deutlich Position. Die Revolte der 1968er, die er an der TU Berlin mit voller Stärke erlebte, mit ihren Folgen wie Universitätsbesetzungen und Sprengung von Sitzungen befremdeten ihn und weckten alte Ängste. Aber im persönlichen Umgang mit Kollegen und Studierenden zeigte er die Liberalität, die er in der akademischen Welt Nordamerikas erfahren hatte. Er war stets offen für die Belange und Fragen seiner Mitarbeiter und Studenten, und er nahm sich die Zeit, um mit ihnen zu reden. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich gern an die geduldigen Antworten und Empfehlungen, die er als Fachneuling während seiner Assistentenzeit von Christoph Scriba erhielt, wenn er ihm zum Beispiel eine Liste mit Bücherempfehlungen für die Lehrstuhlbibliothek vorlegte. In Scribas persönlichen Lebensführung herrschten auf der einen Seite persönliche Bescheidenheit, auf der anderen Seite Großzügigkeit im Geben. Bis zuletzt war er zuverlässig und pflichtbewusst. Er hat seine Ehefrau ohne Klagen und Selbstmitleid viele Jahre lang geduldig gepflegt. Als er ein halbes Jahr nach dem Tod seiner geliebten Frau von seiner Krebserkrankung erfuhr, hat er versucht, das Beste aus den letzten zwei Jahren seines Lebens zu machen. Seinen Nachlass hatte er schon zuvor in guter Ordnung an das Archiv der Leopoldina gegeben.

Mit Christoph Scriba ist ein bedeutender Wissenschaftshistoriker und ein außergewöhnlicher Mensch von uns gegangen. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Menso Folkerts (München)

Zum Gedenken an Christa Habrich

Am 6. September 2013 ist die Pharmazie- und Medizinhistorikerin Prof. Dr. rer. nat. Dr. med. habil. Christa Habrich im Alter von 72 Jahren völlig überraschend in Gießen verstorben. Ihr Tod reißt viele Lücken in den unterschiedlichsten Wirkungskreisen, in welchen die Verstorbene forschend, lehrend und vor allem vermittelnd aktiv gewesen ist. Dem Vorstand der DGMNT gehörte sie von 1976 bis 1985 als Schatzmeisterin und von 1985 bis 1988 als stellvertretende Vorsitzende an. Für die Unterzeichnenden war ihr Engagement für eine objektbezogene Forschung und eine wissenschaftlich fundierte Museumsarbeit im Rückblick von dominierender Bedeutung.

Jagen und Sammeln seien ihre großen Leidenschaften, das hat Christa Habrich immer wieder unumwunden von sich selbst gesagt. Sie liebte die dezidierte Feststellung, das klare Wort, das Faktum, die Dinge. In allem, was sie sagte, dachte und tat, stand sie mit beiden Beinen auf dem Boden. Sie kam stets schnörkellos zur Sache, referierte klar und dennoch überaus anschaulich und eingängig in unverkennbar bayerischer Tönung mit einem freudigen Zwinkern in den Augen. Ihr Wissen war grandios, von Gott und der Welt, vor allem aber von jenen Themen, die sie ein Leben lang umgetrieben haben und die sie letztlich allesamt in unvergesslichen Ausstellungen in jenem Kosmos zum Leben erweckte, den sie sich selbst erschuf und ausgestaltete: im Deutschen Medizinhistorischen Museum Ingolstadt.

Christa Habrich kam am 24. November 1940 in Gießen zur Welt. Die bayerische Epigenetik, die sie so markant verkörperte, bildete sich in ihren Jugendjahren aus. Zeitweise wuchs sie in Kriegs- und schwierigen Nachkriegszeiten in Regensburg sowie in Prien am Chiemsee auf. Ihre künstlerische Ader verdichtete sich in ihrem ausgeprägten musischen Talent. Sie spielte mit dem Gedanken, eine Laufbahn als Pianistin einzuschlagen, fügte sich dann aber der Familienraison. Dem Abitur an der Gießener Ricarda-Huch-Schule schloss sich eine Ausbildung zur Pharmaziepraktikantin in ihrer Geburtsstadt an. Im Jahre 1963 absolvierte sie in Darmstadt die Pharmazeutische Vorprüfung und studierte daraufhin an der Ludwig-Maximilians-Universität München Pharmazie. Der inzwischen stärker verspürten und kultivierten Neigung, geschichtlichen Fragestellungen nachzugehen, folgte sie nach ihrem Staatsexamen 1966. Sie vertiefte sich in medizinhistorische und paläontologische Studien und begann eine pharmaziehistorische Dissertation. Unter Prof. Dr. rer. nat. Gunter Kallinich wurde sie 1970 mit einer Arbeit „Zur Geschichte des Apothekenwesens von Regensburg in reichsstädtischer Zeit“ promoviert. Ein Jahr später schuf sie mit Gründung und Aufbau der Adler-Apotheke in Gießen, die sie bis 2010 leitete, die Grundlage ihrer beruflichen Existenz. Gleichzeitig begann sie ein wissenschaftliches Nomadendasein, das sie im Dreieck zwischen Apotheke, Universität und Museum fast ihr ganzes weiteres Leben lang führte. Oftmals wa-

ren dabei ihr Auto und ein kleines Zimmer hier und da ihr eigentliches Zuhause, der Koffer ihr Archiv und ihre Bibliothek, vor allem aber ihr klarer Geist und Verstand der Quell ihrer Ideen und Inspiration.

Ab 1972 arbeitete Christa Habrich zunächst als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität. Ab 1976 versah sie dort offiziell Lehraufträge für medizinische und pharmazeutische Terminologie sowie für Geschichte der Naturwissenschaften. Im Jahr 1982 erfolgte ihre Habilitation für Geschichte der Medizin und Pharmazie mit der Studie „Untersuchungen zur pietistischen Medizin am Beispiel Johann Samuel Carls und seines Kreises“. Gastvorlesungen führten sie danach an die Universitäten von Greifswald, Halle/Saale, Jena und die Berliner Humboldt-Universität (1987-1988). Schließlich wurde sie 1988 an der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität zur außerplanmäßigen Professorin für Geschichte der Medizin und Pharmazie ernannt. Wenngleich ihr wissenschaftlicher Schwerpunkt vor allem auf der Geschichte der Pharmazie und der pietistischen Medizin lag, weitete sich ihr fachliches Interesse über einen spezifischen, durch sie nahezu paradigmatisch verkörpert methodischen Zugriff schließlich enzyklopädisch auf nahezu alle Felder der Geschichte der Medizin: Sehr früh im Fach begann sie sich für die dinglichen Hinterlassenschaften in Medizin und Pharmazie zu interessieren, eine objektbezogene Forschung zu betreiben und damit die Grundzüge einer materialen Kultur in ihrem Metier auszulegen. Stets war es ihr ein besonderes Anliegen, die Dinge als historische Quellen wirklich ernst zu nehmen und sie nicht immer nur als schmückend-illustratives Rankenwerk neben gewichtige Texte zu stellen.

Gelegenheit für eine konkrete Ausformung ihres Engagements hatte sie seit 1973. Von Beginn an arbeitete sie am Aufbau des in diesem Jahr auf Initiative des Instituts für Geschichte der Medizin der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität gegründeten Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt mit. Im Jahre 1983 wurde sie dessen Direktorin. Über die nächsten 25 Jahre hinweg formte sie – stets im Ehrenamt – diese Einrichtung zu einer auch in Europa führenden Institution ihrer Art. Im Zuge der Landesgartenschau, die 1992 in Ingolstadt gezeigt wurde, gelang es ihr, sich einen Traum zu erfüllen: Im Außenbereich des Museums konnte sie auf dem historischen Gelände des ehemaligen „Hortus medicus“ der Ingolstädter Universität einen Arzneipflanzengarten im barocken Zuschnitt anlegen, der mit seinen 200 verschiedenen Heilpflanzen bis heute zu den Glanzlichtern des Museums zählt. Dazu kam noch ein Duft- und Tastgarten mit Hochbeeten, die rollstuhlgerecht angelegt und mit Legenden in Blindenschrift bestückt, eine maximale Zugänglichkeit ermöglicht. Nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt der Museumsdirektorin 2008 blieb sie bis zuletzt als Kuratorin des Arzneipflanzengartens ihrer Einrichtung verbunden. Noch 2013 kuratierte sie in Ingolstadt die Sonderausstellung „Rendezvous der Düfte. Aromatische Heilpflanzen aus Bayern und der Provence“.

Ihr Wirken als Objektsammlerin, Dingforscherin und Museumsfrau dehnte Christa Habrich weit über die Grenzen Ingolstadts hinaus aus. Im Nachgang zu ihrer Grundsatzrede „Zur Bedeutung von Sammlungen und Museen für die Wissenschafts- und Medizingeschichte“, die sie 1990 als Karl-Sudhoff-Gedächtnisvorlesung der DGGMNT in Mannheim vortrug, etablierte sie für den deutschen Sprachraum einen Arbeitskreis „Medizinische Museologie“, der sich bis heute einmal pro Jahr an wechselnden Orten zu Workshops trifft. Inzwischen haben sich diese Symposien zum wichtigsten Forum für medizinhistorische Sammlungen und Museen in Deutschland entwickelt. An den meisten Tagungen, zuletzt auch noch 2013 in Gütersloh, hat Christa Habrich aktiv teilgenommen und mit ihrem engagierten Eintreten für die Sache der Dinge und Sammlungen die Diskussionen bereichert.

Auf internationaler Bühne gilt Christa Habrich bis heute als die „Grande Dame“ des medizinhistorischen Museumswesens. Maßgeblich war sie 1984 an der Gründung der einzigen internationalen Fachgesellschaft auf diesem Gebiet, der „Association Européenne des Musées d’Histoire des Sciences Médicales“ beteiligt. Zwischen 1990 und 2004 leitete sie als Präsidentin die Geschicke dieser Vereinigung und wirkte auch danach noch als Ehrenpräsidentin höchst segensreich für deren Ziele.

Auf deutscher wie auf europäischer Ebene entfaltete Christa Habrich eine unvergleichliche katalytische Wirkung. Sie stellte Kontakte zwischen den Sammlungen und Museen her, ermunterte jüngere WissenschaftlerInnen an den Treffen teilzunehmen und ging auch auf Museumsleute ohne akademischen Hintergrund zu. Ihr ist es zu verdanken, dass auf diesen Treffen stets eine offene, konkurrenzfreie und anregende Atmosphäre herrscht, in der auch und gerade kreatives („wildes“) Denken gewünscht ist.

In Deutschland wurde Christa Habrich nicht nur durch ihr Engagement in ihrem Museum, sondern auch durch Beiträge in Funk und Fernsehen einem breiten Publikum bekannt. Als Expertin für medizin- und pharmaziegeschichtliche Themen war sie im Bayerischen Fernsehen nicht nur ein häufiger Gast in der „Sprechstunde“, sondern hob 1994 auch die Sendereihe „Querbeet durchs Gartenjahr“ mit aus der Taufe, die sie bis zuletzt mit viel Herzblut und unzähligen Drehterminen im Arzneipflanzengarten des Museums begleitete.

Für ihr Wirken erfuhr Christa Habrich reichlich Ehrungen und Auszeichnungen. So erhielt sie 1999 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, 2000 die Schelenz-Plakette der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 2004 den Bayerischen Verdienstorden, 2005 die Bürgermedaille in Gold der Stadt Ingolstadt und 2010 die Ferchl-Medaille der Stiftung Deutsches Apotheken-Museum.

Mit Christa Habrich verliert die deutsche Medizingeschichte, vor allem aber auch die medizin- und wissenschaftsgeschichtliche Sammlungs- und Museumswelt, einen ihrer profiliertesten Köpfe, eine Frau, die mit Herz und Verstand weit

über die engen Fachgrenzen hinaus mitten in die Gesellschaft hinein gewirkt hat. Wir werden ihr Wissen, ihren Humor und ihren Rat sehr vermissen.

Marion Maria Ruisinger (Ingolstadt)

Thomas Schnalke (Berlin)

NACHRICHTEN

GEBURTSTAGE

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik gratuliert folgenden Mitgliedern zu ihrem Geburtstag:

Zur Vollendung ihres 85. Lebensjahres

Prof. Dr. Gerhard Baader, Berlin

Dr. Dr. Manfred Stürzbecher, Berlin

Zur Vollendung ihres 80. Lebensjahres

Dr. Brigitte Nagel, Gerlingen

Zur Vollendung ihres 75. Lebensjahres

Prof. Dr. Christian Andree, Kiel

Harald Goldbeck-Löwe, Großhansdorf

Prof. Dr. Oivind Larsen, Oslo

Prof. Dr. Peter Rathert, Düsseldorf

Prof. Dr. Ivo Schneider, München

Prof. Dr. Lothar Suhling, Hockenheim

Zur Vollendung ihres 70. Lebensjahres

Prof. Dr. Hans-Joachim Braun, Ahrensburg

Prof. Dr. Eberhard Knobloch, Berlin

Prof. Dr. Vivian Nutton, St. Albans (Großbritannien)

Dr. Karll-Werner Ratschko, Bad Segeberg

Prof. Dr. Renate Wittern-Sterzel, Erlangen

Zur Vollendung ihres 65. Lebensjahres

Prof. Dr. Mitchell G. Ash, Wien

Dr. Oskar Blumtritt, Berlin

Prof. Dr. Hans Niels Jahnke, Essen

Prof. Dr. Dieter Hoffmann, Berlin

Berthold Winterlich, Düren

NEUE MITGLIEDER

Rebekka Sasse, Winnenden

Konstantin Kiprijanov, Berlin

Christian Lehmann, Berlin

Martin Hähnel, Berlin

Jessica Tannenbaum, Weiden

Dr. Monika Wulz, Konstanz

Dr. Cécile Stehrenberger, Zürich

VERSTORBEN

Dr. Bernhard Fritscher, München

Prof. Dr. Christa Habrich, Ingolstadt und Gießen

Prof. Dr. Albrecht Scholz, Dresden

Prof. Dr. Christoph Scriba, Hamburg

BILDNACHWEIS

/ Titelseite: Courtesy CERN

/ Seite 15: Die Teilnehmer der 96. Jahrestagung der DGGMNT in Jena; Foto: Susan Splinter.

/ Seite 16: Keynote Sprecherin Sabine Schleiermacher; Foto: Susan Splinter.

/ Seite 37: Musikalisches Rahmenprogramm der DGGMNT Preisverleihung 2013; Foto: Susan Splinter.

/ Seite 38: DGGMNT Preisträger 2013 Stefanie Klamm, Berlin und Niels Güttler, Gotha; Foto: Susan Splinter.

/ Seite 41, 43 und 45: siehe Bildunterschriften

/ Seite 75: Courtesy CERN



Unser Titelbild: Konkurrenten oder Kooperationspartner? Einige hundert der insgesamt 1700 US-Wissenschaftler und -Wissenschaftlerinnen, die an den LHC-Experimenten beteiligt waren, trafen sich im Juni 2008 (Aufnahme im CERN).

enschaft, Medizin und Technik« / Ausschreibung des Förderpreis